

Übersetzen ^{02/09}

Würdigungen

- Turgenjew-Preis 2008 an Peter Urban 1
Bundesverdienstkreuz an Helga Pfetsch 1
Preis der Leipziger Buchmesse 2009 an Eike Schönfeld 2
Deutsch-italienischer Übersetzerpreis an
Sigrid Vagt, Marianne Schneider und Esther Hansen 3
Karl-Dedecius-Preis an Renate Schmidgall 4

6. Wolfenbütteler Gespräch

- Bericht von Tanja Handels 6
wolfenbüttel, morgen, heute von Mirjam Madlung 8
Übergabe des Hieronymusrings von Susanne Lange an Ulrich Blumenbach 8

Internationaler Übersetzertag

- Hieronymusfest in Österreich 11
und die Tradition des Hieronymusrings in Deutschland 12

Veranstaltungen

- Deutsch-argentinische Übersetzerwerkstatt in Buenos Aires 12
Musikalische Transskriptionen in München 13
Seminar für Übersetzer finnischer und finnlandschwedischer
Literatur in München 14

Nachrufe

- Zum Tod von Angela Präsent (1945–2009) – Stimmen aus dem Verband 14
In memoriam Elmar Tophoven (1923–1989) – Josef Winiger 15

Rezensionen

- Swetlana Geier: Leben ist Übersetzen 16
Roberto Braccini: Praxiswörterbuch Musik,
Italienisch – Englisch – Deutsch – Französisch 16
Langenscheidt Taschenwörterbuch Französisch 17

Umschlag: Wolf Harranths PC-Rubrik

Redaktionsteam Übersetzen erhält Verstärkung: Dr. Stephanie Kramer

WÜRDIGUNGEN

Andreas Tretner

TURGENJEW-PREIS 2008 AN PETER URBAN

Die Zeiten ändern sich: Rußland scheint sich neuerdings dafür zu interessieren, wie seine Literatur im Ausland ankommt, sprich: was und wie übersetzt wird. – Neu sind nicht nur diverse Ansätze von Übersetzungsförderung, nun wurde gar ein großzügig dotierter Preis »für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der künstlerischen Übersetzung« russischer Literatur ins Deutsche begründet, wie zuvor ähnlich schon fürs Englische, Französische, Italienische und Spanische. Er trägt den Namen des germanophilsten unter den russischen Klassikern, Iwan Turgenjew, und wird von der Jelzin-Stiftung jährlich verliehen. Erstmals letzten Dezember im Berliner Literaturhaus an Peter Urban.

Ein Solitär mit klarer Handschrift

Bemerkenswert die Zusammensetzung der Jury (hellsichtig, doch angenehm betriebsfremd): zwei russische Übersetzer aus dem Deutschen und zwei russische Schriftsteller, die in Deutschland leben. Einer von ihnen, Oleg Jurjew (den übrigens zwei Dichterinnen, Elke Erb und Olga Martynova, glorios freihändig ins Deutsche übertragen), schilderte in seiner Laudatio den Preisträger, wie man ihn alljährlich zur Frankfurter Buchmesse antrifft: Beine übereinandergeschlagen, mit der Fußspitze wippend, Roth-Händle paffend, stillvergnügt am Stand der Friedenauer Presse sitzend – Handwerker alter Schule, der einmal pro Jahr seine Ware zu Markte karrt und im Bewußtsein ihrer Qualität gelassen feilbietet. Das Bild trifft zu, es läßt sich steigern. Ein »Solitär« mit klarer Handschrift und, dem Umfang seines Werkes nach, ein Gigant, der auf seinem hessischen Bauernhof so viele Schreibtische stehen haben soll, wie er Autoren übersetzt – und das sind viele, wenn nicht sozusagen alle.

Von der fröhlichen Werkstatt zum Vogelsberg

Sucht man drei Jahrzehnte Urbanscher Übersetzungskunst zu überschauen, läßt sich freilich eine Entwicklung ablesen: von der fröhlichen Werkstatt, die Urban Mitte der 70er ins Leben rief, um mit Celan, Pastior, Heißenbüttel, Reichert und anderen den Futuristen Chlebnikow ins Deutsche zu wenden (eine große Rowohlt-Ausgabe mit vielen facettenhaften Parallelübertragungen entstand) hin zum Eremiten vom Vogelsberg, der seinen übersetzerischen Anspruch so streng und gnadenlos zu formulieren weiß, daß letztlich keiner als er selbst ihn umzusetzen in der Lage ist – was er also tut: konsequent, beinahe systematisch, von »Tisch zu Tisch« wechselnd, die Klassiker des achtzehnten, neunzehnten, zwanzigsten Jahrhunderts ...

Urban verfielt das Fremde als zu Bewahrendes so pointiert, wie man es vergleichbar wohl nur von Friedhelm Rathjen und anderen »Schreibheft«-Akteuren kennt; aversiv reagierend auf alles Glättende, Vermittelnde, Erklärende im Text. Nicht die Übersetzung – die Anmerkung, der Apparat dienen als Brücke zum Leser. Manch einen hat er damit verstört (auch nicht gescheut, sich unbeliebt zu machen – und sei es bei Buchhändlern, die zu entscheiden haben, ob sie seinen Čechov unter C oder T ins Regal stellen); viele hat er überzeugen können. Da ein Übersetzer seines Formats unwillkürlich zur Verkörperung, zum Bild der Literatur werde, die er übersetzt, so gab der Laudator klug zu bedenken, sei eine gewisse Beschneidung des Bildes unvermeidlich, eine Eingemeindung des Autors und seines Werkes in die eigene Optik, den eigenen Stil, die eigene Denkungsart. Für Relativierung seien dann eben andere zuständig.

Glücksfall für die russische Literatur

Urbans Dankesrede ließ zwei Namen leuchten: Walter Böhlich, seinen Lehrer, mit dem er 1969 aus Protest gegen die Außerkraftsetzung eines demokratischen Lektoratsstatuts bei Suhrkamp auszog und den Verlag der Autoren gründete, sowie Katharina Wagenbach, deren Friedenauer Presse für ihn seit langem künstlerische Heimstatt ist – eine Partnerschaft, die sich zum Glücksfall für die russische Literatur und ihr deutsches Publikum entwickelt hat.

Dem Kollegen Peter Urban einen herzlichen Glückwunsch zu diesem großen, schönen Preis; Hut ab vor seinem phänomenalen Werk. Und da man mit ihm nicht in allem einverstanden sein muß (siehe oben), sage ich: Meine persönliche Hochachtung gründet auf mindestens vier dicken Säulen. Da ist sein Čechov, dessen Bündigkeit und Lakonie ein Schlüssel ist; sein Charms in der Sorgfalt des editorischen Herangehens und des Apparats; die Entdeckung Gennadi Gors als grandiosen Dichter der Leningrader Blockade, den er jüngst in einer zweisprachigen Ausgabe nicht nur uns, sondern auch den bis dato ahnungslosen Russen schenkte – und nicht zuletzt Urbans unvergeßlicher Auftritt im Leipziger Rathaus 2000, als er, eben mit dem Europäischen Buchpreis für internationale Verständigung geehrt, so unverstellt und geradlinig, wie es zu ihm paßt, den NATO-Krieg gegen Belgrad geißelte.

Hinrich Schmidt-Henkel

BUNDESVERDIENSTKREUZ AN HELGA PFETSCH

11. Februar 2009

Ein Kreis schließt sich: Eine Übersetzerin steht im Rampenlicht – Helga Pfetsch erhält den Bundesverdienstorden. Schon drei weitere Übersetzende haben in jüngerer Zeit dieselbe Auszeichnung erhalten: Helmut Frielinghaus, Ragni-Maria Gschwend und Jürgen Liedtke. Diese drei wurden gewürdigt für ihre Verdienste als Kulturvermittler. Helga Pfetsch, wir haben es gehört, erhält den Orden in Anerkennung ihres ehrenamtlichen Engagements für den Übersetzerverband, also für ihr berufs- und kulturpolitisches Wirken.

Dabei gäbe es allen Grund, sie auch als die herausragende Übersetzerin auszuzeichnen, die sie ist. Eine Riege großer Namen hat sie übersetzt, darunter die Nobelpreisträgerinnen Toni Morrison und Doris Lessing, aber auch Margaret Atwood, Saul Bellow oder Don DeLillo. Und Auszeichnungen hat sie in der Tat für ihre Kunst erhalten, zuletzt 2005 den Heinrich-Maria Ledig-Rowohlt-Preis.

Vier Übersetzende also haben jüngst den Bundesverdienstorden erhalten. Irgendwo muss es einen klugen Menschen geben oder mehrere, die die klugen Menschen im Bundespräsidialamt von der Notwendigkeit überzeugen, Übersetzende für ihre Verdienste auszuzeichnen. Gut so, weiter so! Bei Helga Pfetsch ist diese Auszeichnung besonders trefflich angebracht, besonders berechtigt. Denn damit kluge Menschen solche klugen Entscheidungen treffen können, müssen die Auszuzeichnenden nicht nur würdig sein, sondern erst einmal und vor allem: sichtbar!

Professionalisierung des Übersetzermetiers

Ein Kreis schließt sich, sagte ich: schauen wir auf seinen Anfang, schauen wir ins Jahr 1985 zurück. Da wurde Helga Pfetsch in den Vorstand des Übersetzerverbandes gewählt. Wo standen die Übersetzenden 1985? Seit der Nachkriegszeit hatte es eine ganz erstaunliche Professionalisierung unseres Metiers gegeben. Man kann sagen, ein Berufsstand hatte sich herausgebildet, eine literarische Kunst, das Übersetzen – zugleich Dienstleistung und urheberischer Schöpfungsakt –, eine literarische Tätigkeit, war zur Profession geworden.

Zu einer Profession, die sich durch Qualität und Selbstbewusstsein auszeichnete und dadurch, dass sie einen unverzichtbaren Beitrag zum Funktionieren der Literaturwirtschaft, also des Verlagswesens, leistete. Das war 1985 so, das ist heute nicht anders. Anders als heute aber war die Übersetzerschaft 1985 sehr viel weniger sichtbar, sondern wir galten als die unsichtbaren Wasserträger der Literatur. Das konnte kein befriedigender Zustand sein, nicht zuletzt, weil das bitter notwendige Ringen um bessere wirtschaftliche Bedingungen für unsere Zunft nur dann erfolgreich sein konnte und kann,



Helga Pfetsch

Foto Ebba Drolshagen

wenn wir als die unentbehrlichen Mitspieler erkennbar und sichtbar werden, die wir sind. Für diese Sichtbarkeit nach außen und für die Selbstvergewisserung nach innen haben die Vorstände, denen Helga Pfetsch angehörte, ganz Entscheidendes geleistet, zusammen mit den vielen Kolleginnen und Kollegen, die sie zum Mitwirken an die-

ser Aufgabe begeistern konnten. Und ohne diese Sichtbarkeit gäbe es diese Würdigung einer Reihe von Übersetzenden durch das Bundespräsidialamt nicht.

20 Jahre lang hat Helga Pfetsch dem Vorstand unseres Verbandes angehört, die letzten acht Jahre davon – 1997 bis 2005 – als Vorsitzende, als unsere Präsidentin. Es ist absolut typisch für sie, dass sie, fragt man sie nach ihren politischen Zielen dieser Jahre, nicht ICH sagt, sondern sie spricht von »Zielen und Inhalten *unserer* Vorstandsarbeit«.

Jahrestagung und Übersetzerzentrum der Buchmesse

Das waren alles Ziele, die der Anerkennung unserer Profession dienten und dazu, unsere Zunft zu stärken, gerade in der öffentlichen Wahrnehmung unserer Eigenschaft als Urheber.

Das Wirken nach außen sei an zwei Beispielen illustriert – und bei beiden wird Helga Pfetsch zu recht nicht müde, jeweils die Arbeit und Leistung der verantwortlichen Teams zu rühmen. Einmal ist da unsere Jahrestagung; diese war früher als Esslinger, dann als Berneustädter Gespräch eine relativ intime Sache aus Fachvorträgen, Sprachworkshops und der Begegnung eines deutschen Autors mit seinen Übersetzern aus verschiedenen Ländern. Heute ist sie zu einer glanzvollen Großveranstaltung geworden, die die gastgebende Stadt Wolfenbüttel mit Übersetzenden und Übersetzungen schier überschwemmt, mit öffentlichen Lesungen und Vorträgen, mit einem Fachprogramm für die Teilnehmenden und einem Lesefest für die Öffentlichkeit.

Das zweite Unternehmen, das ich hier paradigmatisch nennen möchte, ist das Übersetzerzentrum auf der Frankfurter Buchmesse. Was da in Helga Pfetschs Amtszeit als Verbandsvorsitzende begann, ist eine grandiose Zusammenarbeit von Buchmesse und Übersetzerverband, die den Übersetzern heute auf der Messe eine Heimat beschert, einen Veranstaltungsort und Treffpunkt mit Café, einen Ort, für den wir eine Miete in Naturalien entrichten in Form eines Programms von vielen Dutzend Publikumsveranstaltungen.

Politische Willensbildung

Vor allem aber fällt in diese Zeit die Mitwirkung des Verbandes

an der politischen Willensbildung, die zum erneuerten Urhebervertragsrecht von 2002 führte, einem Gesetz, das die Stärkung der Urheber zum Ziel hatte, vor allem bezüglich ihrer Beteiligung an dem wirtschaftlichen Gewinn, der mit ihrem geistigen Eigentum erzielt wird. Der Kommentar zur Gesetzesnovelle nannte namentlich die Übersetzer beispielhaft als Urheber, denen eine angemessene Beteiligung in der Branchenpraxis verwehrt wird.

Skandalöserweise ist anzumerken, dass das Gesetz bis heute nicht umgesetzt wurde. Es bleibt also noch einiges zu tun für Helga Pfetschs Nachfolgerinnen und Nachfolger.

Zu all dem, was der Verband in den Jahren von Helga Pfetschs Vorstandswirken erreicht hat, hat eine sehr charakteristische Eigenschaft der heute Geehrten grundlegend beigetragen: ihr enormes Talent zum Einen und Einigen, zum Verbinden und Zusammenführen. Kein Zufall ist es, dass ihre berufliche Tätigkeit heute auch stark die als Beraterin, Trainerin und Coach umfasst, kein Zufall, dass sie lange Jahre als Hauptschöffin am Heidelberger Landgericht ehrenamtlich tätig war.

Denn eines ist ganz klar: Alles, was der Verband in den vergangenen Jahrzehnten erreicht hat, geht nur gemeinsam, geht nur, wenn man das Talent hat, und ich zitiere Helga Pfetsch: »mit gleich gesinnten Leuten etwas auszudenken und auf den Weg zu bringen, das der Zunft zugute kommt.« Dieses Talent zur Gemeinsamkeit, dieses Verbindliche und Verbindende bewundere ich an Helga Pfetsch besonders.

PREIS DER LEIPZIGER BUCHMESSE IN DER KATEGORIE ÜBERSETZUNG AN EIKE SCHÖNFELD

für die Übersetzung von Saul Bellow: »Humboldts Vermächtnis« (Kiepenheuer & Witsch) 12. März 2009

Begründung der Jury: Dieser Roman ist ein todtrauriges, grandios komisches Buch über Literatur, Liebe und Leben, Begierde und Tod. Er ist ein überwältigendes Sprach- und Erzählspiel, eine, wie es Saul Bellow selbst sagte, Komödie des »schwachsinnigen Infernos«.

Schönfeld, einer der sprachwitzigsten, tonsichersten und fleißigsten Übersetzer aus dem Amerikanischen ins Deutsche, hat sich als idealer Botschafter für dieses Werk erwiesen. Seine kongeniale Übertragung ist genauso »lebendig, ironisch, spöttisch und klug«, wie der San Francisco Examiner den Ursprungstext einst charakterisierte.



Eike Schönfeld

Foto Uwe Frauendorf

Maike Albath

DEUTSCH-ITALIENISCHER ÜBERSETZERPREIS AN SIGRID VAGT, MARIANNE SCHNEIDER UND ESTHER HANSEN

16. März 2009 (gekürzte Fassung)

Seit der Antike hängt das Nachdenken über die Übersetzbarkeit von Texten eng zusammen mit dem Nachdenken über die Sprache. In der europäischen Tradition gibt es eine tiefe Sehnsucht nach einer ursprünglichen, reinen, messianischen Sprache, nach der *lingua adamica*. Walter Benjamin lehnt in seinem berühmten Aufsatz *Die Aufgabe des Übersetzers* den Instrumentalcharakter der Sprache völlig ab, denn für ihn zielt ein Kunstwerk nicht auf das Verstehen. Schließlich bestehe das Wesentliche der Dichtung gerade nicht in der Mitteilung oder der Aussage, sondern im Unwesentlichen und Geheimnisvollen. Benjamin plädiert für ein »durchscheinendes Übersetzen«, bei dem der Charakter des Fremden spürbar bleibt und dem Original ein Königsmantel in weiten Falten umgelegt wird. Der Übersetzer solle sich außerhalb des »Bergwalds der Sprache« befinden und ein Echo erzeugen.

Walter Benjamin zielt stärker auf die Wahrheit des Gesagten ab als auf das richtige Wort, und er reiht sich ein in einen alten Streit der Übersetzungskritik, der zwischen den Polen Martin Luther und Schleiermacher oszilliert: soll man nun dem Volk aufs Maul schauen oder das Fremde betonen und bewusst eine Spracherweiterung betreiben? Schon Hieronymus hatte anlässlich seiner Arbeit an der Vulgata gefordert, nicht »Wort für Wort, sondern Sinn für Sinn« zu übertragen. Im Alltagsgeschäft geht es für Übersetzer vermutlich darum, eine vermittelnde Position einzunehmen und sich mal mehr in die eine Richtung, mal mehr in die andere zu neigen: sich nicht allzu weit weg vom plappernden Volk zu bewegen und dennoch nach neuen oder ungewohnten Ausdrucksweisen zu suchen, Neologismen zu prägen und alte, längst vergessene Sprachformen wieder in Erinnerung zu rufen. Wenn nicht *die Fremdheit*, sondern *das Fremde* gefühlt wird, sagt Humboldt über die Wirkung der Griechen auf den zeitgenössischen deutschen Leser, hat die Übersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht.

Erfindungsgeist und nuancenreicher Wortschatz

Genau das ist Sigrid Vagt in ihrer Übertragung von Salvatore Niffois Roman *Die Legende von Redenta Tiria* gelungen. Sie macht das Fremde der sardischen Welt Niffois erfahrbar. Die düstere Atmosphäre des Dorfes Abacastra, wo eine gespenstische Stimme ihr Unwesen treibt und sämtliche Einwohner an einem bestimmten Punkt ihres Lebens zum Selbstmord aufruft, breitet sich bei Vagt ebenso aus wie im Original. Niffois ist in der italienischen Literatur ein Einzelgänger. Durch sardische Redewendungen und dem Sardischen nachgebildete syntaktische Fügungen erschafft er schroffe, widerständige Sprachgewebe, die zu den grotesken Sujets seiner Bücher passen. In der *Legende von Redenta Tiria* taucht schließlich eine barfüßige, blinde Frau auf, die das Dorf von seinem Fluch erlöst. Vagt entscheidet sich für eine behutsame Nachahmung des Niffoischen Stils: einige der sardischen Verwandtschaftsbezeichnungen, Dankesformeln, Anreden oder Ausrufe blei-

ben im deutschen Text stehen, was dem Ganzen etwas Geheimnisvolles gibt. Auf dem Fremden zu insistieren und auch im Deutschen »tsiu« oder »tsia« für »Herr« oder »Frau« oder »manno« für »Großvater« zu verwenden, ist eine richtige Entscheidung, denn gerade in diesen von Generation zu Generation vererbten Sprachmustern gerinnt das Archaische dieser Sphäre. Aber Abacastra ist nicht nur eine karstige Vorhölle, wo Blutrachen und Fehden ausgefochten werden und sich die Männer mit ihren Gürteln an alten Eichen und Treppengeländern aufknüpfen und die Frauen zum Strick greifen, sondern auch ein Ort der Gegenwart mit Handys, Fernsehen und Internetdating. Die Reibung zwischen den Elementen der hochtechnisierten Alltagswelt und den Ritualen der Dorfge-

meinschaft bildet Vagt in der deutschen Version nach.

Wie schon in früheren Übertragungen, unter denen ich die der neapolitanischen Schriftstellerin Anna Maria Ortese hervorheben möchte, stellt Sigrid Vagt ihren Erfindungsgeist und ihren nuancenreichen Wortschatz unter Beweis. Sie gebraucht so schöne Wörter wie »scheeläugig« und spricht zum Beispiel von den »Pforten des Nichts«. Sigrid Vagt legt die richtige Mischung aus Treue und übersetzerischer Kreativität an den Tag, wenn sie aus »Veniva giù una pioggia che sembrava ghiaccio grattugiato« das lautmalerische »Re-

gen rieselte wie geraspeltes Eis« macht, und die Formulierung »mi faccio il lavoro« in die etwas eindeutiger stehende Redewendung »lege ich Hand an mich« überträgt. Genauso wie in der italienischen Fassung blitzt auch in der deutschen Version inmitten der unwirtlichen kargen sardischen Landschaft etwas Poetisches auf, wenn Vagt »die Sonne klaubte mit goldenen Zähnen die Schatten von der Straße« wählt für Niffois Formulierung »il sole masticava con denti d'oro le ombre delle strade« und dabei das selten gebrauchte Wort »klauben« verwendet. Auch ihre Umgangssprache ist weder zu derb noch zu harmlos: *fottere* wird zu *pimpern*, *cagarsi* zu *sich in die Hose machen* und als auf Italienisch gedroht wird, »tieniti le palle strette, che altrimenti te li ritrovi in gola« heißt es bei ihr »und halt dir die Eier fest, dass sie dir nicht wegsausen«.

Niffois Geschichtenreigen ist eine zeitgenössische Variante der alten Form der Legende. Die Erlöserin Tiria ließe sich als eine Chiffre für eine Kraft deuten, die in einer Welt jenseits des Dorfes wurzelt – es könnte auch die Kraft des Erzählens sein. Sigrid Vagt hat die Schwingungen dieses komplexen Textes eingefangen und die verschiedenen Stillagen Niffois bewahrt. Ihre Übersetzung besitzt, genau wie Humboldt es als sein Ideal formuliert, die »Farbe der Fremdheit«. »Eine Sprache muss, gleich einem Instrument, vollkommen ausgespielt werden«, empfiehlt der preußische Sprachforscher. Dass Sigrid Vagt ihr Instrument beherrscht, hat sie eindrucksvoll unter Beweis gestellt.

Musikalisches Gespür

Ganz den großen Übersetzern der Romantik verpflichtet, hat Novalis einige Jahre nach Humboldt vom poetischen Geist des Übersetzers gesprochen. »Der wahre Übersetzer muss in der Tat der Künstler selber sein, und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können. Er muss der Dichter des Dichters sein«, heißt es bei ihm. Eine Dichterin zahlreicher Dichter ist Marianne Schneider. Ihre Übersetzungen bieten einen Querschnitt durch die italienische Literaturgeschichte und reichen



(von links) Sigrid Vagt, Bernd Neumann, Marianne Schneider, Esther Hansen.

Foto (c) Bundesregierung/Steins

von Jacopo Pontorno über Leonardo da Vinci bis zu Leopardi und Carlo Collodi, umfassen von der Neoavantgarde mit Giorgio Manganelli über Alberto Vigevani auch zahlreiche wichtige Vertreter der Gegenwartsliteratur wie Meneghello und Gianni Celati. Dabei gibt sie dem vertrackten Manganelli mit seinen labyrinthischen Satzgebilden ebenso einen Ton wie dem impressionistischen Vigevani oder dem verschmitzten Celati.

Mit großem musikalischem Gespür hat Marianne Schneider die mäandernden Satzketten Alberto Vigevanis in ein melodisches Deutsch übertragen. Bis in die Feinstruktur der Prosa fängt sie die melancholisch-schwebende Stimmung ein, die in der Pubertätsgeschichte »Sommer am See« herrscht und findet Entsprechungen für bildhafte Ausdrücke. Das Seelenleben des heranwachsenden Jungen lagert sich immer wieder in Gerüchen, Geschmäckern und wechselnden Lichtverhältnissen ab, und das wird auch im Deutschen vermittelt. Es »zerstreute eine festliche Sonne die noch durchsichtigen Schatten« heißt es bei Marianne Schneider an einer Stelle, und eine andere lautet: »zarte Lichter streichelten die Gärten«. Genauso subtil wie bei Vigevani erfährt die gesamte Umgebung eine erotische Aufladung. Eine ähnliche atmosphärische Dichte entfalten die Erzählungen »Ende der Sonntage« und »Brief an Herrn Alzheryan«. Wieder zeigt Schneider, wie sie sich Tonfall, Satzrhythmus und die elegische Stillage anverwandelt.

Ähnlich wie die Gamuna – ein mysteriöses afrikanisches Volk, mit dem sich Gianni Celati in seinem von Marianne Schneider übersetzten Roman *Fata Morgana* beschäftigt – verfügt Marianne Schneider über ein ausgeprägtes Rhythmusgefühl. Die Sprache der Gamuna besteht nämlich aus Tönen mit Tempoverschiebungen. Morgens verständigen sich die Gamuna in einem rasanten Allegro, am Nachmittag gleiten sie in ein gemäßigtes Andante und nach Sonnenuntergang sind sie nur noch zu einem Adagio in der Lage. So findet auch Marianne Schneider für jeden ihrer Schriftsteller das angemessene Tempo. Ihre Übersetzungen sind Spracherlebnisse. In *Fata Morgana* bildet sie den mündlichen Erzählstil ebenso überzeugend nach wie die nüchterne Logbuchprosa. Da ist die Rede vom »bleischweren Zauber der Erde«, der alles nach unten zieht, auch die Gedanken. Oder von den »heilkraftigen Plaudereien«, ritualisierten nächtlichen Gesprächen, eine Art Hygienemaßnahme gegen übermäßige Schwermut, die man sofort importieren möchte. Eine ansteckende Frische besitzt Schneiders Übertragung von Gianni Celatis Episoden-Roman *Was für ein Leben!* Sowohl die wörtliche Rede als auch die theoretischen Ergüsse der Jugendfreunde, die durch eine italienische Kleinstadt der Nachkriegszeit stromern, sind lebendig und lebhaft. »Was für ein Leben! Wie viele Jahre geredet und geredet! Wie viele Wörter in den Wind gesprochen! Wie viele Bücher gelesen und vergessen! Und dann die Labyrinth der Liebe!«, seufzt der Erzähler mit selbstironischer Inbrunst auf, um dann gleich wieder seitenlang den Wörtern zu frönen.

Für die vielen Labyrinth der Übersetzungen und die unzähligen Wörter, die nicht in den Wind gesprochen wurden, sondern wohlbehalten in Büchern gelandet sind, verleihen wir Marianne Schneider den Preis für das Lebenswerk.

Spracherziehung bewerkstelligen

Zum Schluss möchte ich noch einmal Wilhelm von Humboldt bemühen, bei dem es heißt: »Übersetzungen sind doch mehr Arbeiten, welche den Zustand der Sprache zu einem gegebenen Zeitpunkt wie an einem bleibenden Maßstab prüfen, bestimmen und auf ihn einwirken sollen«. Das Einwirken auf die Sprache kann bei einem Genre wie dem Kriminalroman besonders gut gelingen, weil Krimis eine große Leserschaft erreichen und zu den erfolgreichsten kulturellen Exportprodukten Italiens gehören. Hier ließe sich leicht so etwas wie Spracherziehung bewerkstelligen. Gerade in diesem Bereich wäre es notwendig, auf sorgfältige Übersetzungen zu achten. Esther Hansens Übertragung von Marcello Fois historischem Roman

Sardische Vendetta, die wir mit dem Förderpreis auszeichnen, ist dafür ein herausragendes Beispiel. Esther Hansen meistert nicht nur die Herausforderung der dialektalen Elemente, sondern bildet die verschiedenen Stilebenen und Figurenreden einfallsreich nach. Angefangen von der Bürokraten-Sprache über das sardisch-lateinische Gemisch des Priesters bis zum Jargon der Kriegsberichterstattung und dem Soziolekt des Erzählers findet sie für alles eine Entsprechung.

Alle drei Preisträgerinnen sind zu leidenschaftlichen Komplizen der Texte und damit der italienischen Kultur geworden.

Pawel Huelle

MEINE FREUNDIN, DIE SCHWÄBIN

Dedecius-Preis an Renate Schmidgall 22. Mai 2009

Ich erinnere mich an den Tag, als ob es gestern gewesen wäre, obwohl mir das konkrete Datum nicht mehr im Gedächtnis ist. In meiner Wohnung in der ulica Chrzanowskiego klingelte das Telefon, und eine Frauenstimme – mit einem eindeutig deutschen Akzent – fragte mich, was ich zu einer Übersetzung des Romans »Weiser Dawidek« sagen würde. Die unbekannte Dame erkundigte sich vorsichtig, ob ich vielleicht schon mit jemandem darüber gesprochen hätte. Nein, das hatte ich nicht. Und überhaupt war ich sehr überrascht. Also lud ich meine Gesprächspartnerin gleich ein und erklärte ihr, wie sie von der Straßenbahnhaltestelle oder der S-Bahn zu der richtigen Adresse finden würde. Und schon hatte ich ein Problem. Häuslicher Art. Es waren die achtziger Jahre und es gab nicht viel zu essen. Die Wohnung war eng und voller Gerümpel. Mit einem Wort: die typischen Lebensbedingungen eines Intellektuellen, als der Kommunismus in Polen sich seinem Ende näherte. Die scheinbar kleinen, aber doch heiklen Probleme wurden immer größer: Wie sollten wir unter solch bescheidenen Bedingungen einen Gast aus Deutschland empfangen? Ich lebte damals mit meiner Frau Anna und meinem Sohn Julek in einem 15 Quadratmeter großen Zimmer – man sagte damals: »bei den Eltern«. Berge von Büchern, Schlafcouch, Kinderbett, ein mit Papieren übersäter Schreibtisch; eine unbeschreibliche Enge. Nicht gerade vornehm, gelinde gesagt. Daher der Stress: Was wird sie wohl über uns denken?

Die Chemie stimmte

Ich weiß nicht, was sie gedacht hat. Doch schon im ersten Moment unserer Bekanntschaft stellte sich heraus, dass sie eine sehr feinfühlige Person ist, die sich in der Realität unseres Daseins im Kommunismus sehr gut auskannte. Und noch besser in der polnischen und europäischen Literatur. Sie war einfach phantastisch; man wollte mit ihr reden und sich austauschen. Überhaupt nicht der Typ der intellektuellen Langweilerin. Dabei hatte sie die Gabe, aufmerksam und konzentriert zuhören zu können.

Das war also unser erster Kontakt: in der ulica Bernarda Chrzanowskiego in Wrzeszcz, der früheren Hubertusburgerallee im ehemaligen Langfuhr, einem bis in die siebziger Jahre halb-dörflichen Stadtteil Danzigs.

Etwas später konnte ich sehen, wie Renate Schmidgall arbeitet. Sie war ungewöhnlich genau und gründlich. Sie machte eine Menge Fotos von den im Roman beschriebenen Orten, die ich ihr zeigte. Wir waren an der Strzyza, bei dem Tunnel, in dem Weiser verschwunden ist, an der Kaserne der preußischen Husaren. Auch im Viertel von Günter Grass, im ehemaligen Labesweg, wo jetzt ein Denkmal steht – eine Bank mit dem kleinen Oskar. Doch natürlich sprachen wir nicht nur über den Roman, den sie übersetzen sollte. Wir erzählten uns gegenseitig Geschichten aus unserer Kindheit, aus der Schul- und Jugendzeit, von unseren Eltern und Großeltern. Es stellte sich heraus, dass wir vieles gemeinsam hatten, was die politi-

schen Ansichten, die Gesellschaft und die damalige Aufteilung Europas anging. Renate gehört einem Jahrgang an, der kurz nach der revoltierenden Generation von 1968 kam, doch grundsätzlich teilte sie deren kritische Haltung, die Toleranz und die Offenheit dem Osten gegenüber. Ich gehöre zu der Generation in Polen, die an der Bewegung der Solidarnosc aktiv teilgenommen hat. Die Chemie zwischen uns stimmte also.

Sieht besser aus als auf Polnisch

Als ich die deutschen Belegexemplare von »Weiser Dawidek« erhielt, schenkte ich eins davon meinem Vater. Er schwieg ein paar Wochen, doch schließlich sagte er halb im Scherz, halb ernsthaft: »Ach weißt du, auf Deutsch sieht das wesentlich besser aus als auf Polnisch.« Das war die erste Rezension von Renates Arbeit, die ich hörte. Ich muss hinzufügen, dass ich mich sehr darüber freute. Eine Übersetzung ist immer ein »Nochmalneuschreiben«, bei dem nicht nur die Treue zum Original zählt, sondern auch der sprachliche Erfindungsgeist des Übersetzers. Das literarische Talent an sich sozusagen. Mit ihren Übersetzungen von Gombrowicz, Kusniewicz, Stasiuk hat Renate Schmidgall dieses Talent vielfach in hervorragender Weise bewiesen. Ihre Kenntnis des Polnischen, mit all seinen Nuancen, Redewendungen und seiner sich verändernden Lexik, ist außergewöhnlich. Wenn wir dazu ihre enorme Literaturkenntnis und Sensibilität nehmen – was bliebe da noch zu loben? Die beachtliche Liste der übersetzten Bücher, Artikel, Gedichte. Leidenschaft, Fleiß, Geduld. Verständnis. Aber vor allem – und das möchte ich unterstreichen – die Liebe zur Literatur.

Unsere beruflichen Kontakte führten zu vielen Treffen; unterwegs zu Autorenlesungen in Deutschland, aber auch in Polen, besonders in Danzig. Ich weiß nicht, ob Du Dich noch erinnern kannst, liebe Renate; der Spätsommer in Jelitkowo, als Deine Tochter Vera mir – dem für Fremdsprachen völlig Unbegabten – deutsche Wörter beibrachte, die wir am Strand in den Sand schrieben. Dies ist für mich eine der liebsten Erinnerungen aus all den Jahren und den – ich zögere nicht, es so auszudrücken – gemeinsamen Büchern.

Karl Dedecius' humanistische Herausforderung

Der Karl-Dedecius-Preis hat eine ganz besondere Dimension. Heute, da das freie Polen und das vereinte Deutschland Partner in der Europäischen Union sind, lohnt es, all die mühsamen und schwierigen Nachkriegsjahre in Erinnerung zu rufen, in denen uns oft die Hoffnung auf eine bessere Zukunft abhanden kam. Karl Dedecius, der auf dem scheinbar unwesentlichen Feld der Literatur arbeitete, schien diese Hoffnung nie zu verlieren. Er war einer der Pioniere, der die neuen Pfade des deutsch-polnischen Dialogs markierte. Eines sehr schwierigen Dialogs aufgrund der damaligen Teilung Europas und des tragischen, düsteren und nihilistischen Vermächtnisses des Krieges.

Renate Schmidgall gehört zu der Generation von deutschen Übersetzern und Schriftstellern, die in den 1980er Jahren Karl Dedecius' humanistische Herausforderung angenommen hat. Diese Generation hat den Deutschen die interessantesten und wichtigsten Erscheinungen der polnischen Literatur in all ihrem Reichtum und in ihrer Vielfalt übermittelt. Es ist gleichzeitig die Rolle des Botschafters, des Vermittlers und des Fremdenführers. Man kann sie nicht genug schätzen. Wie leicht wird sie unterschätzt. Im Trubel der politischen Ereignisse und im Medienrummel erscheint die Literatur oft wenn nicht hilflos, so doch wenig präsent unter den brandaktuellen Themen des Tages. Doch die Arbeit des Übersetzers, so wie die des Schriftstellers, ist auf längere Dauer angelegt. Es ist zwar ein leiser, aber ununterbrochener Dialog mit dem Einzelnen, mit dem Leser, mit seiner Sensibilität und mit seinem suchenden Geist.

Genauso versteht und praktiziert Renate Schmidgall ihre

Berufung, die heute mit diesem hohen Preis ausgezeichnet wird. Diese Berufung hat – meiner Ansicht nach – etwas von der Tradition Hermann Hesses. Der Autor des »Glasperlenspiels« hat uns – den Kindern des 20. Jahrhunderts – klar gezeigt, dass die Literatur und die geistigen Werte nicht nur von politischen Regimes, sondern vom Massenkitsch und von der Diktatur des Gewöhnlichen bedroht werden. Ich möchte damit sagen, dass Renate Schmidgall nicht nur – als Übersetzerin – eine Verbündete der polnischen Literatur ist. Sie ist vor allem jemand, der einen tiefen und klaren Blick auf unsere europäische Wirklichkeit hat. Immer auf der Suche und immer kritisch. Frei von Dogmatismus, tolerant, aber auch unabhängig von momentaner Konjunktur. Umso mehr freue ich mich, dass der Karl-Dedecius-Preis Renate verliehen wird.

Ich weiß nicht, ob diejenigen, die darüber entschieden haben, wissen, dass die diesjährige Preisträgerin auch die Autorin von Gedichten ist, die sie auf Polnisch geschrieben hat. Es handelt sich nicht um Gedichte, die aus ihrer deutschen Muttersprache ins Polnische übersetzt wurden, sondern um sol-



von links: Dr. Kurt W. Liedtke (Kuratoriumsvorsitzender der Robert-Bosch-Stiftung), Renate Schmidgall, der zweite Preisträger Ryszard Wojnakowski, die Autorin Tanja Kinkel, der Autor Pawel Huelle und Prof. Dr. Dieter Bingen (Direktor Deutsches Polen-Institut)

Foto © Pawel Mazur/Deutsches Polen-Institut

che, die auf Polnisch geschrieben wurden. Scherzhaft könnte man sagen, das sei eine Auswirkung der Polonisierung. Doch Renate Schmidgall ist keine polonisierte Deutsche. Sie ist eine Deutsche, die die polnische Sprache wählte, um einige wichtige emotionale Dinge lyrisch auszudrücken. Hat sie doch viele andere, wunderschöne Gedichte geschrieben – auf Deutsch. Das Geheimnis der Sprache ist – besonders in der Poesie – ein Geheimnis der tiefsten Gefühle, um die nur die Autorin weiß. Aber da ich schon das Thema angeschnitten habe...

Wissen Sie, wer Renate Schmidgall wirklich ist?

Ich habe es erfahren, als mich Renate wieder mal besuchte, ich glaube es war das zweite Mal in Danzig. Da konnte ich nicht vor ihr verbergen, dass sie die Herzen meiner Eltern gewonnen hat. Besonders das meiner Mutter. Sie musste während des Krieges bittere Erfahrungen machen. Nicht, dass sie den Deutschen gegenüber feindlich eingestellt gewesen wäre, aber sie hielt eine gewisse Distanz zu ihnen. Sie sagte zu mir: »Schau, eine Deutsche und doch so sympathisch.« Nun, davon erzählte ich Renate, worauf ich zu hören bekam: »Klar bin ich sympathisch, ich bin ja keine Deutsche, sondern Schwäbin...«

Der lieben Schwäbin danke ich für zwanzig Jahre Freundschaft und gemeinsame Arbeit, für alle Erlebnisse, für die Briefe, für die glücklichen Momente und die Sorgen. Ich gratuliere Dir zu diesem Preis, Renate. Mögen Dir die polnischen Schriftsteller noch viel Freude bringen und mögen Deine Gedichte – sowohl die auf Deutsch, als auch die auf Polnisch geschriebenen – hier in Krakau einen würdigen Verleger finden.

Übersetzung: Joanna Manc

6. WOLFENBÜTTLEL GESPRÄCH

Tanja Handels

6. WOLFENBÜTTLEL GESPRÄCH 2009

Es ist schon längst Tradition: Einmal im Jahr erfüllt das vielfache Rattern von Rollkofferrädern auf Kopfsteinpflaster das niedersächsische Städtchen Wolfenbüttel, und man malt sich gerne aus, dass sich die Anwohner denken: »Aha, da sind sie wieder, die Literaturübersetzer.« Zum sechsten Mal fand die Jahrestagung, der schönste jährliche Fixpunkt im Übersetzerkalender, diesmal vom 5. bis 7. Juni, dort statt, und Wolfenbüttel empfing uns so gastlich und freundlich wie eh und je.

Ehrengabe für Rosemarie Tietze und Gertraude Krueger

Nach fröhlichem Wiedersehen in der Kommissie eröffnete Hinrich Schmidt-Henkel, der neue Vorsitzende des VdÜ, die Tagung mit seiner Begrüßung – und einer Überraschung: Zum ersten Mal wurde zwei Kolleginnen die frisch geschaffene Ehrengabe des VdÜ zuteil, die der Vorstand von nun an für besondere Verdienste um den Verband und das Übersetzen verleiht. Rosemarie Tietze erhielt die Ehrung, die aus einer



Gertraude Krueger erhält die Ehrengabe des VdÜ von Hinrich Schmidt-Henkel

Dankesurkunde sowie einem Sachgeschenk besteht, für die Gründung und den langjährigen Vorsitz des Deutschen Übersetzerfonds und bekam dafür zwar keinen Lorbeerkranz, aber doch ein Lorbeerbäumchen überreicht. Gertraude Krueger, die zehn Jahre lang mit großem Einsatz und Erfolg die Jahrestagungen nicht nur in Wolfenbüttel,

sondern zuvor auch in Bensberg mitorganisiert hat und sich mit der diesjährigen Tagung aus dem Organisationsteam verabschiedet, wurde ebenfalls geehrt – mit einem Sonnenschirm, dessen kleiner, transportfreundlicher Platzhalter später noch in einen großen umgetauscht werden soll. Gertraude, die das Gesicht »unseres« Wolfenbüttels entscheidend mitgeprägt hat, sei auch hier noch einmal von Herzen gedankt für die vielen schönen Tagungen der letzten Jahre!

Zum konstruktiven Missbrauch der Übersetzung

Nach einem Grußwort der Stadt Wolfenbüttel, in diesem Jahr vertreten durch den Vorsitzenden des Vereins Kulturstadt e.V., Professor Dr. Christoph Helm, erwartete uns die ebenfalls traditionsreiche Freitagnachmittagsveranstaltung, die in diesem Jahr aus zwei Teilen bestand. Zunächst stellte sich die neu gegründete *Weltlesebühne* vor, ein von der Robert Bosch Stiftung geförderter Verein, zu dem sich Übersetzer aus mehreren Städten (derzeit sind es Berlin, Freiburg, Hamburg, Köln und Zürich) zusammengeschlossen haben, um in Lesungen und Werkstattgesprächen Übersetzer und ihre Arbeit der Öffentlichkeit näher zu bringen. Dem folgte eine »thematische Plauderei« des großen Joyce-Kenners und Direktors der Zür-



Rosemarie Tietze erhält die Ehrengabe des VdÜ von Hinrich Schmidt-Henkel

cher James Joyce Foundation, Fritz Senn, zum »Konstruktiven Missbrauch der Übersetzung«. Senn, der sich selbst nicht als »Über-«, sondern als »Auseinandersetzer« bezeichnet, »missbrauchte« in seinem Vortrag Beispiele aus Joyce- und anderen Übersetzungen, um uns auf hinreißend hellsichtige und unterhaltsame Weise die Grenzen unseres Tuns aufzuzeigen: all die vielen Dinge, die beim Übersetzen unter den Tisch fallen müssen, weil sie sich schlicht und einfach nicht übersetzen lassen. Manches Wortspiel sei nicht bloß »schwierig«, sondern eben einfach unmöglich zu übersetzen, machte er uns in seiner selbstgewählten Eigenschaft als »kalte Dusche vom Dienst« deutlich, beispielsweise anhand seines Lieblings-*pun*, der Schlagzeile einer irischen Tageszeitung zum Monty-Python-Film *Das Leben des Brian*: »He That Is Without Sin, Stone The Cast First«.

Lesefest in der Mühle und Workshops

Derart ernüchtert und beschwingt, zog die Wolfenbütteler Gesellschaft zur abendlichen Stärkung an den stadteigenen Sommerstrand »Laguna Beach«, der uns empfindlich mit dem einzigen Manko des Wochenendes in Kontakt brachte: dem so gar nicht frühsummerlichen, unwirtlichen, ja geradezu eisigen Wetter. Am frühen Freitagabend konnte man dort LiteraturübersetzerInnen beobachten, die in alle verfügbaren Pullover, Jacken und Schals gemummelt unter Heizpilzen vor (!) dem Restaurant saßen und sich unverdrossen gut gelaunt die bereitgehaltenen Köstlichkeiten schmecken ließen. Später ging es weiter zum Lesefest in der Schünemann'schen Mühle, wo auf vier Bühnen »Mein Lieblingsbuch«, »Allzu Menschliches«, »Poetisches« und Literarisches »Unter 18« vorgestellt wurde. Mitsamt der anschließenden Geselligkeit bei Wein, Grissini und Mühlbachrauschen war die Vorstellung eigener Werke von Kollegen für Kollegen auch in diesem Jahr der erste Höhepunkt der Tagung, obwohl trotz schön gestalteter Plakate und Flyer wiederum praktisch keine Wolfenbütteler »Zivilisten« gesichtet wurden.



Die Weltlesebühne v.l.: Claudia Steinitz, Peter Klöss, Christian Hansen, Tobias Scheffel und Annette Kopetzki



Lesefest Lieblingsbuch v.h.l.: Tobias Scheffel, Eike Schörfeld, Bettina Abarbanell, Isabel Bogan, Karen Nölle

auch in diesem Jahr ein vielfältiges, buntes Angebot, das die Auswahl gar nicht leicht machte. Erstmals war auch ein ganztägiger Workshop dabei: die Schreibwerkstatt von Helmut Frielinghaus, aus der nach einer theoretischen Einführung am Vormittag in der Mittagspause einige bemerkenswerte Texte zum Thema »Ein Morgen in Wolfenbüttel« entstanden, die am Nachmittag vorgelesen und besprochen wurden – mit dem Fazit: Auch Übersetzer und Lektoren können schreiben, und zwar exzellent (im Anhang ist deshalb der Text von Mirjam Madlung nachzulesen, der die WerkstattteilnehmerInnen besonders beeindruckt hat). Und: Jeder schreibt immer so, wie er oder sie schreiben muss – da braucht man sich gar nicht so viele Gedanken zu machen.



Lesefest Lyrik v.l.: Burkhard Kroeber, Susanne Höbel, Reinhard Streit, Annette Kopetzki, Helmut Frielinghaus und Eva Profousová

Notwendigkeit und Glück des Übersetzens

Nach der intensiven Arbeit des Tages gehörte der Samstagabend dem wohlverdienten Feiern, das zunächst mit dem offiziellen Festakt begann: In der KuBa-Halle wurde der Hieronymus-Ring feierlich von Susanne Lange, die ihn vor zwei Jahren für ihre Neuübersetzung des *Don Quijote* erhielt, an Ulrich Blumenbach weitergegeben, als Auszeichnung für sein gerade vollendetes *opus magnum*, der Übersetzung von David Foster Wallace' *Infinite Jest* (*Unendlicher Spaß*). Die Festreden beider Ringträger finden sich ebenfalls in diesem Heft. Nach dieser anrührenden Zeremonie verging der Abend unter Essen (das Buffet war auch in diesem Jahr wieder ebenso reichhaltig wie köstlich), Trinken und intensiven Gesprächen, und zu späterer Stunde tobten sich die Tanzwütigen unter den Kolleginnen zur

Der Samstag gehörte wie immer den Workshops: Vom Fluchen auf Spanisch und Italienisch über die intensive Auseinandersetzung mit Partikeln und die Schulung der Selbstwahrnehmung als Unternehmer bis hin zu Einblicken in das Arbeitsleben eines Profilers und Anleitungen zum entspannten Arbeiten gab es

kundigen Beschallung von DJ Steph Morris und DJane Katy Derbyshire (aka DJs Lang & Scheidt) bis in die frühen Morgenstunden auf der Tanzfläche aus.

Trotz der zweiten langen Nacht in Folge fanden sich am Sonntagmorgen alle zur großen Abschlussveranstaltung wieder in der Kommissie ein: Ingo Schulze traf auf seine Übersetzer John E. Woods (Englisch) und Lídia Nádori (Ungarisch) und



Fritz Senn mit Teilnehmern des Workshops Romananfänge

unterhielt sich mit ihnen in einem von Susanne Höbel moderierten Werkstattgespräch über die Übersetzung seines Romans *Neue Leben*. Die Problematik der Übersetzung von Dialekten (in diesem Fall Ost und West) kam ebenso zur Sprache wie das Übersetzen von Eigennamen oder das Thema Recherche und Erklärungen für den fremdsprachigen Leser: Soll man in einen Roman, der bereits zahllose Fußnoten eines fiktiven Herausgebers enthält, noch weitere Fußnoten des Übersetzers einbauen? Ingo Schulze, der kürzlich im Europäischen Übersetzerkollegium Straelen eine Übersetzerwerkstatt zu seinem neuen Buch *Adam und Evelyn* mit Übersetzern in 17 Sprachen abgehalten hat, bewies große Wertschätzung für seine Übersetzer (wobei er sympathisch-ironisch konstatierte, die Steigerung von »Besserwisser« sei eindeutig »Übersetzer«): »Als Autor braucht man die Übersetzer, weil sie so viel merken. Eigentlich müsste ein Buch immer erst übersetzt werden, bevor es auf Deutsch erscheint.«

Nach diesem wunderbaren Abschluss einer rundum gelungenen Tagung machten sich die Literaturübersetzer wieder rollkofferratternd auf den Heimweg und verließen Wolfenbüttel bis zur Rückkehr im nächsten Jahr. Fritz Senn hatte uns am Freitagnachmittag mit der Feststellung in den Abend entlassen, die Welt sei nicht geschaffen worden, um Übersetzer glücklich zu machen. Nun, die Welt vielleicht nicht – aber Wolfenbüttel schon!



v.l. John E. Woods, Lídia Nádori, Ingo Schulze und Susanne Höbel
Foto Fritz Senn

mirjam madlung

wolfenbüttel, morgen, heute

morgen

werde haben schlecht geträumt. habe schlecht geträumt.
ich ging ins gericht, mit mir, ins eine, dann ins andere
gericht. war der bote, der büttel. bei mir ein häscher, ohne
gesicht. wir, ich und ich, trugen nachrichten her und
nachrichten hin, sie wurden uns unterwegs zu befehlen.
gehorschen soll ich, der büttel, dem wolf.
ich weiß zu wenig über wölfe.

heute

schafskälte – ziegensommer – affenhitze – hundstage –
katzenjammer – wolfenbüttel.

wo der büttel, wo der wolf.

und wohin führen die notate: von der kommisie gleich
zum sultan.

auf dem weg dorthin ein august, hoch, neben seinem
pferd am wasser. alt scheint er nicht geworden. geduckt
unters fachwerk – da, ein bodentier. schnürt auf mich zu,
klein, gedrungen, auf menschlichen beinen – und zieht
vorbei. es war ein ordnungshüter, bemüht und verlegen.
am frühen morgen gibts noch nichts zu sagen und nichts
zu hüten. die symbole sind unter kontrolle. keiner trägt
eine weiße mütze zum zeichen der trauer.
ich finde trost auf dem stadmarkt.
wolfenbüttel ist ein annehmlisches gesamtwerk.
man halte hier inne.

der sultan spricht kein deutsch. er kommt von weit her,
aus dem osten, und lebt erst seit zwanzig jahren hier. sein
gesicht ist weich und buttrig, ein leichter unterbiss, die
wangen kindlich rosig, er lächelt sanft und setzt sich
durch. sein gefährte ein deutscher, auch er über sechzig,
erledigt das frühstück und besteht auf ordnung. jeder ge-
deckte platz gehört zu einer zimmernummer. man soll
nicht tauschen und nicht wandern. der chef kommt gleich,
sagt er zu neuen gästen, stellt sich an die treppe und ruft
laut, erstaunlich laut, SULTAN ins dunkle hinauf, und von
weit her kommt gedämpft, wie von kissen gedämpft, die
antwort JA JA. sauber riecht es in den zimmern, nach ei-
ner extraportion waschmittel von aldi.

hier. jetzt

es geht nicht los. ein erster satz muss nicht der erste sein.
es sterben andere leute. manche machen sich auch
notizen. wenn die sprache übergeht – wohin. in eine inne-
re haltung. dichter haben das herz mit irgendetwas voll,
dann fließt die feder ihnen über.

der schriftsteller bedarf der pflege.

ein ungesungenes leben ist ein nicht gelebtes leben ist ein
totes leben ist ein nicht. schläft kein lied in diesen dingen.
wie kommt man in sein skelett hinein, wir drücken uns
gerne aus in klischees und nutzen die syntax.

wer erzählt hier eigentlich. ist das ich, dann könnte was
draus werden.

ich weiß zu wenig über wölfe.

am ende bedenken: dies sei erst der anfang.

Susanne Lange

REDE ZUR ÜBERGABE DES HIERONYMUS-RINGS AN ULRICH BLUMENBACH

6. Juni 2009 in Wolfenbüttel

Wenn ich mich recht erinnere, waren wir vor zwei Jahren bei
den Löwen stehengeblieben. Beim Löwen des Hieronymus,
der dem Übersetzerpatron zahm zu Füßen liegt, und beim Lö-
wen des Don Quijote, der dem Ritter weniger zahm als träge
den Hintern zuwendet und der auch mit den besten Worten
nicht mehr aus seinem Käfig zu locken ist.

Nun gilt es, einen gewaltigen Sprung zu tun: Vom goldenen
Zeitalter des Don Quijote bis ins 21. Jahrhundert des David
Foster Wallace. Aber der Löwe kann ja bekanntlich sehr weit
springen. Nun hat Ulrich Blumenbach als neuer Löwenbändi-
ger ein besonders gewichtiges Raubtier herausgefordert, des-
sen Sprungweite sich nicht mehr bemessen läßt, denn es



Susanne Lange
und Ulrich
Blumenbach
Foto Fritz Senn

nennt sich »Unendlicher Spaß«. Ich habe schon einen winzi-
gen Vorgeschmack auf die Unendlichkeit bekommen – ein Pri-
vileg, das der Hieronymus-Ring mit sich bringt –, so daß ich
um den langen Kampf weiß, den Ulrich Blumenbach in den
letzten Jahren geführt hat. Als erprobte Marathonkämpferin
kann ich mich gut in ihn hineinversetzen, auch wenn die
Windmühlen und Ritterrüstungen bei Wallace zu einem Schar-
mützel mit den ausgefallensten Wörtern, mit Produktnamen
oder Fachbegriffen geworden sind.

Wie bändigt man so einen Löwen? Gewiß nicht wie bei
Monty Python, wo ein angehender Bändiger – ehemals Buch-
halter – glaubt, ein Hut mit der Aufschrift Löwenbändiger rei-
che dazu aus. Am Ende stellt sich heraus, daß er gar keinen
richtigen Löwen, sondern einen Ameisenlöwen im Sinn hatte
und dann doch lieber bei der Buchhalterei bleibt. Beim Über-
setzen ist es genau umgekehrt: Manch Leser denkt vielleicht,
den Weg von einer Sprache in die andere zu finden sei kein
größeres Kunststück, als mit einem Ameisenlöwen fertigzu-
werden, während man es in Wirklichkeit mit dem wildesten
aller Raubtiere zu tun hat. Und selbst wenn die Größe der Her-
ausforderung und der Löwenmut des Übersetzers gewürdigt
werden, kommt als Schwierigkeit hinzu, daß er den Eindruck
erwecken muß, der Löwe sei gar nicht gebändigt, sondern
noch so wild wie in der Savanne seiner Herkunft.

Die letzten Wehen eines Universalgeistes

Für eine solche Aufgabe hat es bestimmt nicht geschadet,
daß sich Ulrich Blumenbach in früher Jugend mit Karate-
training auf den Nahkampf mit den Wörtern vorbereitet hat,
der einem im Fall von Wallace auch physisch einiges abfor-
dert. Ebenso war das Verbalkarate, in dem er sich bei seinen
ersten Übersetzerschritten anhand von Passagen aus
»Finnegan's Wake« üben konnte, zweifellos eine solide Grund-

lage. Doch in erster Linie zählt hier diese Wortbesessenheit, die auch den Erzähler im »Don Quijote« umtreibt, der leidenschaftlich alles liest, was er finden kann, selbst die Papierfetzen auf dem Boden.

Die Papierfetzen auf dem Pflaster, die Werbung an den Wänden, der Slang auf der Straße, Fachbegriffe aus den fernsten Bereichen, all dies ist für Ulrich Blumenbach das Material, aus dem er in seiner Übersetzerwerkstatt etwa Wortspiele oder den schnoddrig-natürlichen Ton der Figuren dreht. Daß er sich außerdem auf der Jagd nach Wörtern gern in den verschiedensten Fachgebieten tummelt, war für die Übersetzung von Wallace gewiß ein unschätzbarer Vorteil, ebenso, daß die Wörterbücher zu seinen Lieblingslektüren zählen.

Wenige sind so divers und abseitig gebildet wie die Übersetzer. Es ist herrlich, was für eine Unmenge an überflüssigem Wissen man dabei ansammeln kann – das geht von der Entomologie bis zur Phrenologie, von den obskuren bis zu den exakten Wissenschaften –, und somit darf man als Übersetzer noch die letzten Wehen eines Universalgeistes erahnen (auch wenn vieles davon wieder in der Schatzkammer des Gedächtnisses versinkt). Bei Wallace konnte Ulrich Blumenbach diesen weltumfassenden, enzyklopädischen Drang nach Herzenslust – und manchmal vielleicht auch mit einer Spur Herzensqual – ausleben. Ob es um Mathematik, Tennis, Werbeslogans, Drogen, Medien, Psychotherapie, Pharmakologie oder Medizin geht, immer muß der richtige Begriff zur Hand sein und vielleicht sogar noch in ein Wortspiel umgeschmolzen werden. Und dazu kommt die Vielstimmigkeit des Romanpersonals. Auch hier läßt sich ein Bogen vom »Don Quijote«, als einem der ersten polyphonen Romane überhaupt, in die Gegenwart schlagen: Wie bei Cervantes redet bei Wallace jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und bevorzugt vollbringt er dabei unzählige Fehlleistungen, die der Übersetzer ebenfalls in Fehlleistungen übertragen muß. Eine vertrackte Aufgabe, denn es gilt, sich Slang und Dialekte zu erfinden und die Figuren holpern und stocken zu lassen, wo sie es im Original tun. Auch Wortkreppler, Zungendrescher und froschgeschige Schwatzmäuler, wie es Johann Fischart vor gut vierhundert Jahren genannt hätte, kommen hier also zum Zug. Und der Erzähler klammert sich ebenso fest ans Wort, so daß er eine Aversion gegen das Satzende zu haben scheint und sich in immer ausladenderen Perioden ergeht – bekanntlich eine Herausforderung für die deutsche Satzstruktur, der sich Ulrich Blumenbach beherrscht stellt. Hätte ich versucht, meine Sätze hier in den Wallace-Stil umzuwandeln, wären wir jetzt vermutlich noch beim Anfangssatz und bei den Löwen und wären nie bei den Fischen angekommen, zu denen ich jetzt übergehen möchte.

Was zum Teufel ist Wasser?

David Foster Wallace hat einmal eine berühmt gewordene Rede vor Studenten des Kenyon College gehalten, mit der er sie auf den Ernst des Lebens vorbereiten wollte und die er mit folgender Geschichte beginnt:

»Schwimmen zwei junge Fische daher und treffen auf einen älteren Fisch, der ihnen entgegenschwimmt, zunickt und sagt: »Morgen, Jungs. Wie ist das Wasser?« Die beiden Jungfische schwimmen ein Weilchen weiter, bis der eine schließlich zum andern sieht und sagt: »Was zum Teufel ist Wasser?««

Während die Geschichte Wallace dazu dient, über das Bewußtsein der allgegenwärtigen, kleinen, oft als trivial oder banal empfundenen Realitäten zu reden, die man oft am schwersten erkennt, weil man ständig steuerlos in ihnen treibt, scheint sie mir äußerst geeignet zu sein, die verschiedenen Anforderungen deutlich zu machen, mit denen es ein Übersetzer zu tun hat. Manche Werke verlangen es, daß man sich dem Fluß der Sprache hingibt, sich in ihnen treiben lassen kann und auch der Übersetzer den Leser vergessen macht, daß er im Medium übersetzter Worte schwimmt, ihm sozusa-

gen den Eindruck vermittelt, daß er trockenen Fußes ans andere Ufer gelangt. Eine schwierige Aufgabe, bei der die Wellenbewegung, der Rhythmus, exakt wiedergegeben werden müssen. Aber es gibt andere Werke, bei denen sich das Medium in den Vordergrund schiebt, sich immer wieder auffällig bemerkbar macht. Da hat man es mit Schlag- und Springwellen zu tun, und immer wieder spritzt einem die Wörtergisch um die Nase. Ein Platzregen von Wörtern geht über einem nieder, eine Art Partikelschauer, mit anderen Worten: der Leser wird naß – von allen Seiten. Und er muß naß werden, denn sonst würde ihm das Wesentliche des Werkes entgehen.

Schalks=Esperanto des Unterbewußtseins

Auch Wallace ist ein Autor, bei dem einem immer wieder die Wortoberfläche ins Bewußtsein gerückt wird. Das an sich selbstverständliche Medium der täglichen Kommunikation überschlägt sich auf einmal wie heranrollende Brecher; immer wieder wird da das Wasser aufgewühlt, so daß kein Fisch mehr behaupten kann, er wisse nicht, was das sei. Ulrich Blumenbach hat sich auf dieses Gewoge bestens vorbereitet, indem er sich schon zu Beginn seiner Übersetzerlaufbahn bevorzugt mit Sprachjongleuren wie Joyce, Thomas Pynchon oder Arno Schmidt auseinandergesetzt, selbst die ersten Schwimmübungen also in aufgewühlter See absolviert hat. Dazu gehört es, daß man das Wort niemals als selbstverständlich gegeben ansieht, sondern aus den verschiedensten Perspektiven betrachtet, mit der Lupe und mit dem Fernrohr. In »Zettels Traum«, wo Arno Schmidt ein Alter ego mit einem Ehepaar, das gerade Edgar Allan Poe übersetzt, durch die Heide spazieren läßt, wird die harmlose Fangfrage gestellt: »<Was Worte sind, wißt ihr - ?>« Und er fährt fort, »(sie nickten schnell:!) / (Glückliches Völkchen; mir wars nicht ganz klar).« Mit diesem Nicht-Wissen um die Worte muß man sich auch bei Wallace konfrontieren. In jedem Wort schwingt nämlich, wie Arno Schmidt meint, etwas mit, was er das »Schalks=Esperanto« des Unterbewußtseins nennt, das z.B. »Wort=Verwandtheiten ausnützt, um mehrere Bedeutungen gleichzeitig wiederzugeben«. All dies bringt also die Wasseroberfläche zum Brodeln und will bei einem Autor wie David Foster Wallace mitübersetzt werden – eine Strömung, die man bis zu Cervantes zurückverfolgen kann, bei dem die Sprache immer wieder Kapriolen schlägt, dem Sprecher selbst in den Rücken fällt, mal in einem rauschenden Hofkleid mit Schleppe daherkommt, manchmal auf einem bockenden Esel und sich neben Ritter und Knappen als dritter Protagonist behaupten kann.

So ein Bogen über vierhundert Jahre ist natürlich weit gespannt, aber seine Rundung wird solide gestützt vom Hieronymus-Ring, den ich nun an Ulrich Blumenbach weitergebe.

Da ich selbst Don Quijote und Sancho Panza nach den fast sechs Jahren gemeinsamen Weges sehr vermisse, kann ich mir vorstellen, wie es Ulrich Blumenbach nun geht, da er sich allmählich vom »Infinite Jest«, vom »Unendlichen Spaß«, lösen muß. Aber trotz der schwer zu bändigenden Löwen und Wellen bin ich überzeugt, daß das Wortgetümmel genau das für ihn war: ein unendlicher Spaß.

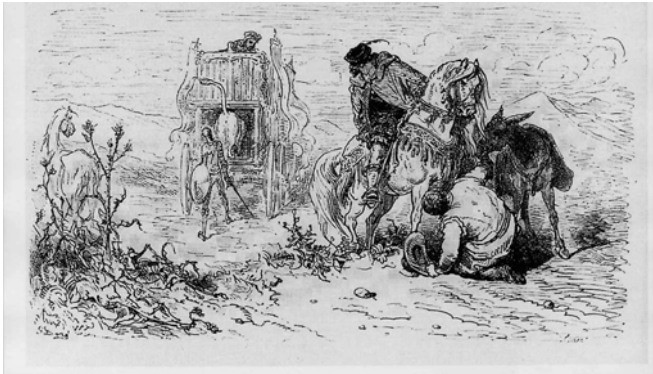
Ulrich Blumenbach

VOM GLÜCK DES ÜBERSETZENS

Dankesrede zum Empfang des Hieronymusrings
6. Juni 2009 in Wolfenbüttel

Hieronymus, der Schutzpatron der Übersetzer, wird von Albrecht Dürer bekanntlich mit einem Löwen dargestellt, der, von der Frömmigkeit des Kirchenvaters angesteckt, friedlich in dessen Gehäus liegt und neben einem Hündchen schläft. Vielleicht dürfen wir Übersetzer im Vollgefühl unserer interkulturellen Unentbehrlichkeit aber auch annehmen, dass sich

die Friedfertigkeit des Raubtiers dem zivilisierenden Einfluss des literarischen Wortes verdankt. In einer späten Wiedergeburt bekommt der Löwe es jedenfalls mit der Schweizer Kinderbuchfigur Globi zu tun. Wenn ich die dazugehörige Geschichte meinem Sohn vorlese, fällt mir immer eine Stelle aus Cervantes' *Don Quijote* ein, auf die Susanne Lange in ihrer Dankesrede zu sprechen kam, als sie vor zwei Jahren den Hieronymusring erhielt und die Sie hier auf einer Illustration von Gustave Doré sehen:



Miguel de Cervantes Saavedra

Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha, uebersetzt von Ludwig Tieck, mit Illustrationen von Gustav [sic!] Doré, Berlin 1869, zweiter Band, S. 93

Don Quijote begegnet einem Wagen mit einem Löwen, will gegen ihn kämpfen und zwingt die Löwenwärter mit seiner Lanze dazu, die Käfigtüren zu öffnen. Der Löwe streckt dem Ritter von der traurigen Gestalt aber nur das Hinterteil entgegen und bleibt im Käfig. Auf der vierhundertjährigen Reise aus Spanien in die Schweiz ist aus der Lanze eine Colaflasche geworden, und die Unheil abwehrende Geste hat das Subjekt gewechselt: Nicht der Löwe streckt mehr dem Ritter verächtlich den Hintern entgegen, sondern Globi schlägt den König der Tierwelt mit einem respektlosen Rülpsen in die Flucht.

Herz- und hirnerweiternde Weltausdehnung

Zu David Foster Wallace und seinem Roman *Infinite Jest* bringt mich nun nicht der Löwe, sondern die Colaflasche: Der Pepsi-Konzern bewarb sein Produkt im Jahr 1984 mit dem Slogan *The Choice of a New Generation*. Dieser Slogan taucht in *Infinite Jest*, der neben vielem anderen auch die Satire auf einen völlig entfesselten Kapitalismus ist, verballhornt auf als *The Choice of a Nude Generation*. Aus der neuen Generation ist eine nackte geworden, und nackt ist sie, weil sie ihre Sprache verloren hat, weil sie in einer Gesellschaft lebt, deren »Potential für Phantasie, für Sprache und eigenständiges Denken Tag für Tag ausgezehrt wird«, wie Zadie Smith vor einem Dreivierteljahr anlässlich von Wallace' Tod schrieb. »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt«, heißt es bekanntlich bei Ludwig Wittgenstein, und wenn ich nicht gerade *Infinite Jest* übersetze, fühle ich mich oft genug wie der Jedi-Ritter Luke Skywalker, Prinzessin Leia Organa und der schlitzohrige Raumschiffpilot Han Solo, die sich in dem Science-Fiction-Film *Star Wars* plötzlich im Müllschlucker des Todessterns wiederfinden: Durch die massenmediale Sprachverhunzung, das Ramschdeutsch im Internet und den allabendlich aus der Glotze quellenden Worthülsenfruchtsalat bekam ich förmlich Platzangst, denn ich hatte den Eindruck, von allen Seiten kämen die Wände meiner Sprache und mit Wittgenstein damit eben auch die Grenzen meiner Welt auf mich zu. David Foster Wallace ist für mich der Han Solo der Literatur. Er bringt eine »Allergie gegen die einschränkenden Realitäten der Gegenwart« mit, wie es im *Unendlichen Spaß* einmal heißt. Er stemmt sich gegen die Beklemmungen von Schlagwort und Klischee. Sein Roman stellt eine neue und

kaum fassbare Ausweitung der Literatursprache dar, denn Wallace zündet im Müllschlucker des Todessterns eine Supernova, die den Raum der Sprache »herz- und hirnerweiternd« (Zadie Smith) ausdehnt. Die Genauigkeit seines Stils ist kein selbstverliebtes, über Verständnisleichen gehendes öffentliches Schwierigtun, sondern dient der Welterweiterung, denn jeder Fachbegriff und jedes zusätzlich nuancierende Adjektiv erlauben Einblicke in neue Universen.

Dellen in die Wände des Müllschluckers gehämmert

Ich möchte noch einen weiteren Lieblingsfilm zitieren: In Ridley Scotts *Blade Runner* gibt es eine Szene, da sitzt Roy Batty, der letzte Replikant, im strömenden Regen auf einem Hochhausdach, hebt zu seinen letzten Worten an und sagt: »I've seen things you people wouldn't believe. Attack ships on fire off the shoulder of Orion. I watched C-beams glitter in the dark near the Tannhäuser Gate.« – »Ich habe Dinge gesehen, die ihr Menschen niemals glauben würdet. Gigantische Schiffe, die brannten draußen vor der Schulter des Orion. Und ich habe C-Beams gesehen, glitzernd im Dunkel nahe dem Tannhäuserort.« Ähnlich kann ich – mit nur wenig Übertreibung – nach Abschluss vom *Unendlichen Spaß* sagen: Ich habe in *Infinite Jest* Sachen gesehen, die mir selbst erfahrene Übersetzer kaum glauben würden. Ich habe labyrinthisch gewundene Sätze gelesen, die Thomas Mann oder Marcel Proust als kurzatmige Asthmatiker dastehen lassen. Ich habe in dieser Schatzkiste Wörter gefunden, die ich wahrscheinlich im ganzen Leben nicht noch einmal lesen werde, und ich habe

sie gelegentlich durch Wörter ersetzen können, deren Gebrauch im *Deutschen Wörterbuch* letztmals für das Jahr 1702 belegt ist wie bei »unrütig« oder die bei den Brüdern Grimm gar keinen eigenen Eintrag bekommen haben wie »Schallern« (ein Helm des 15. Jahrhunderts). Ich habe gesehen, wie Wallace aus Münzen längst abgelöster Sprachwährungen wieder gültige Zahlungsmittel macht. Ich habe Wörter wie »Halluzinogenivore« (also etwa »Rauschgiftesser«) oder »thalassofiziert« (»in Meer verwandelt«) erfunden, weil Wortneuschöpfungen zu Wallace' stilistischen Merkmalen gehören, und ich habe da-



Heiri Schmid (Zeichnungen) / Guido Strebel (Verse), Globi und die Bahn, Zürich: Globi-Publishing 2001, S. 56 f.

mit selber ein paar Dellen in die Wände des Müllschluckers gehämmert und die Sprach- und Wortbildungsmöglichkeiten des Deutschen auszuloten und zu erweitern versucht. Ich habe bei Wallace vorsprachliche Gewissheiten ausformuliert gefunden, eine Überführung von Selbstverständlichkeiten in Verständlichkeiten, wie sie die Phänomenologie betreibt; die Wahrnehmung etwa, dass Männer dann Haare auf dem Rücken bekommen, wenn der Haaransatz über der Stirn zurückgeht. Oder: »Marathe gehörte zu den wenigen Menschen, die danach nicht den Inhalt des Taschentuchs inspizieren.«

Was ich in *Infinite Jest* nicht angetroffen habe, ist ein auktorialer Erzähler, dieses allseits beliebte brandheiße Kabel vom Nabel der Fabel. An seine Stelle tritt eine Vielzahl von Figuren, deren persönlichen Sprachgebrauch Wallace liebevoll auspinselt. Ein Mathematik-Freak spricht in Formeln. Ein unterprivilegiertes schwarzes Teenager spricht das berühmte

Black American English. Ein autobiographisch angelegter Jugendlicher hat das ganze *Oxford English Dictionary* verschlungen und verlegt sich auf »eine Art lexikalische Vergewaltigung« des Lesers, wie es in einem Selbstkommentar des Buchs heißt. Ein Frankokanadier aus Québec stellte mich vor die Frage, wie ich im Deutschen nachahmen sollte, dass das Englisch dieser Figur teilweise der französischen Grammatik folgt. Ein Kokainsüchtiger lebt sprachlich über seine Verhältnisse und produziert mit furchtlos bildungswidrigen Aussprachemanieren einen Schnitzer nach dem anderen. Einige dieser Figuren traten nur kurz aus den Kulissen, andere standen im ganzen Romanverlauf im Rampenlicht. Sie wuchsen mir im Lauf der Jahre ans Herz. Wenn ich mich morgens wieder an die Tastatur begab, freute ich mich über das Wiedersehen mit alten Freunden. Ich war gespannt, welche Facette ihrer Persönlichkeit oder welche Begebenheit aus ihrem Leben sie mir nun wieder präsentieren würden. Jeden Tag aufs Neue setzte Wallace mir wieder so ein kleines Juwel vor, und wenn es nur Sätze in Kindersprache waren oder die Beschreibung von Photos im Vorzimmer eines Schulleiters. Ich habe, um Bilanz zu ziehen, jahrelang eine schier unglaubliche Vielfalt und Sinnlichkeit reinen Wortmaterials erfahren, und ich durfte wie nie zuvor aus der ganzen Fülle meiner Muttersprache schöpfen, um diese Vielfalt und Sinnlichkeit wiederherzustellen. *Der Unendliche Spaß* hat ganz einfach unendlich viel *Leben* gespeichert.

Vom Glück des Übersetzens

Und apropos Leben: Ich habe Roy Battys Schlussmonolog aus dem *Blade Runner* oben unvollständig zitiert. Nach der Auflistung der denkwürdigsten Augenblicke und überirdischsten Erfahrungen seines Lebens fährt er nämlich fort: »All those moments will be lost in time. Like tears in rain. Time to die.« – »All diese Momente werden in der Zeit verloren gehen wie Tränen im Regen. Zeit zu sterben.« Hier möchte ich Einspruch einlegen – nicht gegen meine Sterblichkeit, wohlgemerkt; nach den bisher vorliegenden Daten hat die Menschheit eine Sterblichkeitsrate von 100%, und ich fürchte, ich werde da keine Ausnahme machen. Einspruch einlegen möchte ich vielmehr als leidenschaftlicher Bewohner der Gutenberg-Galaxis: Nein, nichts geht verloren. Mein über alles verehrter Mentor Fritz Senn sagte in seiner gestrigen Präsentation, die Welt sei nicht erschaffen worden, um Übersetzer glücklich zu machen. Wie es sich für anständige Vater-Sohn-Verhältnisse gehört, möchte ich widersprechen: Das Beglückende am Übersetzen ist gerade das Festhalten gutgefügtter Wörter, ihr Aufschreiben und ihr Aufbewahren für die Nachwelt. Sprache mag ein flüchtiges Medium sein, aber jedes Mal, wenn der Paketbote mir die Belegexemplare einer Übersetzung in die Hand drückt, denke ich unwillkürlich: »Gott sei Dank, diesen Wörtern kann nichts mehr passieren!« Was einmal gedruckt wird, ist mit Arno Schmidts fast schon geflügeltem Wort »immerfort mit-lebend«. Wir mögen gehen – was bleibt, ist die von uns miterschaffene Literatur.

Brigitte Rapp

HIERONYMUS-FEST ALIAS INTERNATIONALER ÜBERSETZERTAG IN ÖSTERREICH: EIN RÜCKBLICK

Ein Kirchenvater und bekannter Asket als Patron der ÜbersetzerInnen? Damit mochten wir uns zunächst nicht identifizieren, als die FIT (Fédération Internationale des Traducteurs) Anfang der 1990er ihre Mitglieder aufforderte, zum Gedenktag des Heiligen Hieronymus am 30. September den internationalen Übersetzertag zu feiern. Das Konzept schien uns damals etwas zu verstaubt und rückwärts ge-

wandt, deshalb wollten wir es in Österreich und für die Übersetzergemeinschaft zunächst nicht einführen.

Anders unsere KollegInnen von der fachübersetzenden und dolmetschenden Zunft: Ihr Übersetzer- und Dolmetscherverband feiert St. Hieronymus seit Jahr und Tag mit einem Mitgliedertreffen beim Heurigen oder im Café. 1999 luden sie uns erstmals ein, das Hieronymusfest mit ihnen zu begehen. Was als geselliger Abend mit Buffet begann, wurde schon im nächsten Jahr zu einer gemeinsamen »Veranstaltungs-Trias zum Hieronymus« mit einem Vortrag von Chris Durban (Paris) zum Thema »Taking Responsibility, Taking Credit« am Wiener Dolmetschsinstitut, der von Studierenden als Übung gedolmetscht wurde, einem gemeinsamen Heurigenabend und am nächsten Tag einem weiteren Vortrag über die Vielsprachigkeit in der EU, gehalten von einer Kollegin des EU-Übersetzungsdienstes.

Durch die Hintertür

Damit war der Hieronymus-Tag gewissermaßen durch die Hintertür bei uns gelandet und wird seither von unseren beiden Organisationen alljährlich im Wechsel ausgerichtet und gemeinsam gefeiert. Das Format variiert. Die Veranstaltungen der Übersetzergemeinschaft finden im Wiener Literaturhaus statt, unserem »Domizil«, und bestehen meist aus einem Podiumsgespräch und einem anschließenden Fest mit Buffet. Der österreichische Dolmetscherverband Universitas lädt mangels eigener Räumlichkeiten zum geselligen Zusammensein in ein Lokal, manchmal gekoppelt mit einem Vortrag. Die Themen sind inspiriert von dem Motto, dass die FIT für den »International Translation Day« ausgibt, oder aber selbst gewählt. Um eine Vorstellung davon zu geben, hier eine Auswahl: Podiumsdiskussion zur »Ethik des Übersetzens«, Vortrag unseres Rechtsanwalts zum »Urheberrecht für Übersetzer:de«, Buchpräsentation und Gespräch »Wortklauber, Sinnverdreher, Brückenbauer? DolmetscherInnen und ÜbersetzerInnen als literarische Geschöpfe«, Vortrag zum Thema »Dynamik, Transformation, Crossing-over: Deutsch in Bewegung« und im letzten Jahr ein Pub-Quiz nach Übersetzer Art, an dem alle einen Heidenspaß hatten.

Bessere Zusammenarbeit

Die Inhalte sind also breit angelegt, damit sie gemeinsame Interessen aller Sparten des Übersetzerberufs berühren und möglichst viele KollegInnen ansprechen. Bei diesen Veranstaltungen geht es uns weniger darum, uns nach außen hin darzustellen und für unseren Beruf zu werben, als vielmehr uns selbst und unseren Beruf zu feiern. Das stärkt das Selbstbewusstsein und den Zusammenhalt und schafft eine breitere Basis, wenn es darum geht, für gemeinsame Anliegen aufzutreten. Jedenfalls hat sich das früher nicht ganz reibungsfreie Verhältnis zwischen den beiden Verbänden durch diese Zusammenarbeit massiv verbessert. Es gibt regen Informations- und Meinungsaustausch, Respekt für unterschiedliche Interessenlagen und, wo nötig, solidarische Unterstützung. Neuerdings arbeiten wir an einer gemeinsamen Plattform zur Darstellung aller translatorischen Tätigkeiten, u.a. mit dem Ziel, die Sichtbarkeit des Übersetzerberufes bzw. aller Sparten zu steigern.

Der Asket St. Hieronymus hat wohl nicht von ungefähr unser Unbehagen geweckt. St. Hieronymus mit dem Löwen als Symbol seiner stolzen Streitbarkeit zu Füßen ist hingegen heute mehr denn je ein geeignetes Leitbild für uns um Sichtbarkeit und Anerkennung kämpfende ÜbersetzerInnen (nebenbei gesagt war auch der Apachenhäuptling Geronimo ein tapferer Krieger und Verteidiger seines Volkes). Daher: Es lebe der Hieronymustag aka International Translation Day oder auch Journée mondiale de la traduction!

Susanne Höbel

DER HEILIGE HIERONYMUS UND DER HIERONYMUSRING

Lange bevor die Rede von der Einführung eines Hieronymus-Tages war, wie er inzwischen in aller Munde ist, gab es den Hieronymusring. Wie diese Tradition entstanden ist und worauf sie sich gründet, möchte ich hier nachzeichnen.

Gelehrte, Asket, Büsser und Übersetzer

»Der heilige Hieronymus, Sie wissen es, ist der Schutzpatron der Übersetzer.« So beginnt Hanns Grössel seinen Essay „Die Grenzen der Wörtlichkeit“ (*Text und Kontext*, Heft 48, 2004). Ja, das hat sich inzwischen herumgesprochen, aber wer war Hieronymus, bevor er der Heilige Hieronymus war? Folgendes kann man im Brockhaus nachlesen: Der lateinische Kirchenlehrer Hieronymus lebte im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, war Rhetor und Philologe und galt als der »fruchtbarste aller lateinischen Kirchenväter«. Sein größtes Verdienst ist seine Übersetzung der Bibel ins Lateinische, die »Vulgata«. Hieronymus ist damit der Begründer unserer Zunft.

Im Mittelalter war Hieronymus ein häufiges Motiv in der christlichen Kunst. Es gibt Hunderte von Bildern, auf denen er in unterschiedlicher Gestalt – als gelehrter Doctor Ecclesiae, als Büsser, als Asket – dargestellt wird, und manchmal wird auch der Asket als Gelehrter, der Büsser beim Übersetzen der Bibel gezeigt. Die bei uns bekannteste Darstellung ist Albrecht Dürers »Hieronymus im Gehäus«, aber Künstler wie El Greco, Leonardo da Vinci, Ghirlandaio, Hieronymus Bosch, Tizian und Lucas Cranach d.Ä., um nur einige zu nennen, haben über die Jahrhunderte immer wieder ihre Sicht und Interpretation des Hieronymus auf die Leinwand gebracht. Er war eine prägende Gestalt.

Die Übersetzer interessieren sich weniger für den Büsser oder den Asketen, sondern es ist der Gelehrte Hieronymus, der Studierende und Bibelübersetzer, der ihnen Leitbild, Vorbild und Schutzpatron ist. Dem Löwen, der oft zu seinen Füßen liegend gezeigt wird, hat Hieronymus der Sage nach einen Dorn aus der Tatze gezogen – ein Zeichen christlicher Barmherzigkeit.

Eine Shakespearesche Tradition

Weil der Heilige Hieronymus ein Markstein in der Geschichte des Übersetzens darstellt, ist er unser Schutzpatron geworden, aber wie kam es zum Hieronymus-Ring? Anlass war der achtzigste Geburtstag der Übersetzerin Susanna Brenner-Rademacher im Jahr 1979. Um sie zu ehren, stiftete der Verleger Heinrich Maria Ledig-Rowohlt den Hieronymus-Ring. In einer kleinen, aber feierlichen Zeremonie wurde Susanna Brenner-Rademacher der Ring übergeben, ein Festakt, der durch etliche Fotos dokumentiert ist, auf denen neben einigen nicht identifizierten Personen die geehrte Übersetzerin zusammen mit Ursula Brackmann, Klaus Birkenhauer und Helmut Frielinghaus zu sehen ist.

Aber von Anfang an sollte der Ring ein »Wanderring« sein. Vorbild dafür ist der Ifflandring, der unter Schauspielern als besondere Auszeichnung und Ehrung weitergegeben wird. Möglicherweise griff der Schauspieler August Wilhelm Iffland (1759-1814) die Idee bei Shakespeare auf, der zwei Schauspielern aus seiner Truppe am Globe Theatre in London, John Heminges und Henry Condell, die später seine Werke herausgaben, in seinem Testament Geld für zwei Ringe zusprach: »...sechszwanzig Schilling und acht Penny pro Person, um ihnen Ringe zu kaufen.« Auf diese – mir sehr plausibel erscheinende – Verknüpfung stieß ich, als ich den Essay »Spätwerk« von John Updike übersetzte, in dem er den vorstehenden Satz aus Shakespeares Testament zitiert.

Die Tradition ist also etabliert: Alle zwei Jahre wird der Hieronymus-Ring innerhalb der Übersetzergemeinschaft weitergegeben. Er ist mit keinem Preisgeld verbunden, denn er wird nicht als öffentliche Anerkennung für eine auszeichnungswürdige Arbeit verliehen – obwohl wir uns freuen, wenn die Weitergabe des Rings öffentlich wahrgenommen wird –, sondern wird zur Ehrung eines Übersetzers weitergegeben. Bei der Wahl des Nachfolgers ist der Ringträger frei und nur der Idee des Hieronymus-Rings verpflichtet, nach der ein würdiger Ringträger vorzugsweise unter denjenigen Übersetzern gesucht werden sollte, die noch nicht mit Preisen und anderen Ehrungen ausgezeichnet sind. Allein nach dem übersetzerischen Können sollte ausgewählt werden – etwas, das wir Übersetzer doch besonders gut beurteilen können. Nichts veranschaulicht das besser als ein Blick auf die Liste der Ringträger seit 1993 – Ruth Achlama (1993), Hartmut Fähnrich (1995), Stefanie Schäfer (1997), Brigitte Große (1999), Hanns Grössel (2002), Elisabeth Edl (2005), Susanne Lange (2007), Ulrich Blumenbach (2009).

VERANSTALTUNGEN

Florencia Martin

NEUER TURMBAU IN BABEL – DEUTSCH-ARGENTINISCHE ÜBERSETZERWERKSTATT

12.–18. April 2009 in Buenos Aires

Leitung: Silke Kleemann, Nicolás Gelormini

Im April 2009 wurde in San Isidro, Buenos Aires, eine deutsch-argentinische Übersetzerwerkstatt veranstaltet. Vor dem Hintergrund der Frankfurter Buchmesse 2010, auf der Argentinien Ehrengast sein wird, waren acht argentinische und sieben deutschsprachige Übersetzer dazu eingeladen, eine Woche lang gemeinsam an einer Auswahl von Texten zu arbeiten. Den Corpus des Treffens bildeten Ausschnitte deutscher bzw. argentinischer Literatur, an deren Übersetzung die Teilnehmer und Teilnehmerinnen arbeiten. Ort des Treffens: Villa Ocampo, ein herrschaftliches Haus aus dem späten 19. Jahrhundert, das als einstiger Ausgangspunkt der weit bekannten Literaturzeitschrift *Sur* das Treffen ohnehin in die Tradition des grenzübergreifenden Austausches einbettete.

Am ersten Tag konnte die Gleichsetzung von Übersetzer/übersetztem Autor – zu der es durch die Lektüre des Readers Wochen vorher gekommen war – aufgebrochen werden. Nicolás Gelormini sprach nicht ausschließlich über das Berlin Katja Lange-Müllers; Peter Schwaar war durchaus nicht von der erstarrenden Verzweiflung geprägt, die sich der weiblichen Hauptfigur in Tomás Eloy Martínez' »Purgatorio« bemächtigt. Die Gruppe, die die nächste Woche zusammenarbeiten würde, bekam ein neues Gesicht.

Produktive Sprachentwerrung

Schon am ersten Arbeitstag ergaben sich viele Gelegenheiten, über das jeweils andere Sprachverständnis ins Gespräch zu kommen. Nach einer knapp gehaltenen, doch rundweg anregenden Diskussion zur Frage »Ist das Übersetzen ein Handwerk oder eine Kunst?« tauchte die Gruppe in die Beratung praktischer Aspekte der Textgestaltung ein. Besprochen wurden so unterschiedliche Textformen wie Theaterstücke, Romane, Novellen und Traktate, deren Originalfassungen von der Romantik bis in die heutigen Tage reichten: Bestseller, Extravaganzen ebenso wie Ungedrucktes. Von Leopoldo Brizuela, Martín Caparrós und Edgardo González Amer bis hin zu Felicia Zeller, Thomas Thiemeyer, dem Mausekönig E.T.A. Hoffmanns

und Hans Blumenberg. Schon die Originale boten reichlich Diskussionsstoff. Ausgehend von den Eckdaten – Entstehungszeit, gattungs- und stilspezifischen Merkmalen – wurden Floskeln, Ambivalenzen und Anspielungen analysiert; Rhythmus, Wort- und Syntaxspiele ausgearbeitet und geschliffen. Kulturell geprägte Ausdrücke konnten aufgeklärt werden: Was bedeutet in Argentinien »papas fritas a caballo« (wörtlich »Pommes zu Pferd«, eigentlich aber Pommes mit einem Spiegelei obendrauf?); wie lässt sich das, was in Buenos Aires zum Inbegriff des Tangomilieus geworden ist, nämlich »arrabal« (»Vorstadt«, »Armenviertel«), ins Deutsche übersetzen? Zu entwirren waren auch gewisse Redewendungen: Ist etwa »einen Schleck auf den Schnabel tun« (Lange-Müller) ein fester Ausdruck? Gemeinsam wurden Entsprechungen für Epochenhinweise gesucht. Wie kann etwa im spanischsprachigen Vorstellungsbereich eine Äquivalenz für die Atmosphäre gefunden werden, die in knapp durch Ausdrücke wie »Medizinalrat«/»Wohnstube«/»elektrische Bahn« markierten und dadurch zeitlich klar verorteten Zeilen zum Ausdruck kommt?



vordere Reihe v. l. n. r.: Nicolás Gelormini, Román Setton, Carla Imbrogno, Peter Schwaar, Neva Micheva; mittlere Reihe v. l. n. r.: Alejandra Obermeier, Rike Bolte, Griselda Mársico, Silke Kleemann mit Carlo Naim Ruby; hintere Reihe v. l. n. r.: Svenja Becker, Ilana Marx, Lorena Batiston, Gabriela Adamo, Thomas Brovot; auf den Pfeilern l.: Sabine Giersberg, r.: Florencia Martin. Foto: Gabriela Adamo

Die Begegnung trug bald Früchte, denn in Buenos Aires haben alle Koordinaten gestimmt: Muttersprachler (Spanisch) traf auf Muttersprachler (Deutsch), Übersetzer auf Übersetzer; eine ausgezeichnete Sprachbeherrschung der jeweiligen Zweitsprachen räumte im Voraus alle Steine aus dem Weg.

Auch die einmalige Gelegenheit einer Autorenbesprechung mit Ariel Magnus, die von Silke Kleemanns Übersetzung ausging, erwies sich als fruchtbar. Der Schriftsteller zeigte sich von einer Mannschaft penibler Leser nicht eingeschüchtert und entschlüsselte sogar das eine oder andere, das selbst argentinischen Augen ein Rätsel geblieben war.

Büro im Turm zu Babel

Von der gemeinsamen Arbeit profitierte nicht nur der redigierte Text. Über den konkreten Anlaß hinaus dient ein solches Treffen auch dem Übersetzen als Beruf. Die Zusammenkunft vernetzt. Sie schafft zugleich ein Bewusstsein für dieses Berufsbild, das als solches noch viel zu unbeachtet bleibt. Trotz Übersetzungen, die Weltruhm erlangt haben, trotz reicher Tradition, was die Veröffentlichung ausländischer Literatur anbelangt, und trotz des Vorhandenseins von Übersetzern, die hervorragende Arbeit leisten, bleibt in Argentinien in dieser Hinsicht noch viel zu tun. Dank individueller Initiative entsteht allmählich ein institutioneller Rahmen dafür. Als umso produktiver stellte sich die Diskussion über die unterschiedlichen Ar-

beitsbedingungen heraus, und umso ertragreicher war auch der Austausch mit erfahrenen deutschen Kollegen.

Die »Sprachverwirrung« kann durchaus Grund zur Freude sein. Nach einer solchen Woche kommt man nicht umhin, davon zu träumen, einen Arbeitsplatz zu etablieren, an dem jeder Übersetzer seinen Raum für sich findet, sich jedoch in den Mittagspausen problemlos mit den Kollegen den Kopf über Übersetzungsprobleme zerbrechen darf, und wo man sich in regelmäßigen Abständen zu gemeinsamen Arbeitstagen zusammefindet: der ideale Treffpunkt im Turm zu Babel?

Martina Tichy

MUSIKALISCHE TRANSSKRPTIONEN

2. April 2009 im Literaturhaus München

Nach »Tierisch/Narrisch/Erotisch/Kulinarisch/Mörderisch literarisch« stand im sechsten Jahr der »'isch-Kultserie« des Münchner Übersetzerforums die Musik im Mittelpunkt. »Musikalisch literarisch« versammelte fünf Übersetzerinnen und Übersetzer mit denkbar unterschiedlichen Texten zum Thema, moderiert von Thomas Merk mit seinen unweigerlich Bauchmuskeln erzeugenden Maschinengedichten und untermalt von dem wunderbar klöppelnden Percussion-Künstler Erwin Rehling (vom Duo Hammerling).

Von Chopin bis zur Queercore-Band

Wieder einmal war so gut wie alles geboten: ein verschrobener irischer Geschichtslehrer, den es durch puren Zufall in ein Kammerkonzert verschlägt, bei dem er sich unsterblich in die ebenfalls nur zufällig anwesende italienische Geigerin verliebt (*Die Musik des Himmels* von Niall Williams); ein 75-Jähriger, zurückgezogen lebender Pianist, der die 4. Ballade von Chopin spielt, als habe dieser sie einzig und allein für ihn komponiert (da sie seiner Meinung nach sonst niemand spielen kann), und dabei mit dem Klavier hadert, das ihm nicht gehorchen will (*Die verlorene Partitur* von Roberto Cotroneo); der nicht schwule Bassist eine Queercore-Band, der von sich sagt: »Ich bin stärker als die Wörter, größer als die Bühne, auf der ich stehe« und Holzfällerhemden als »die einzige Mode, die in 50 Jahren kein Revival hatte« abqualifiziert (*Nick und Norah. Soundtrack einer Nacht* von Rachel Cohn / Darjah Levithan); ein 16-Jähriger Inder, der vor seiner Angebeteten mit einer eigenen Band angibt, die eigentlich noch gar nicht existiert und – *volens volens* ins Leben gerufen – bei ihren ersten Proben feststellen muss, dass der Bassgitarist eine Null, der Trommler von Selbsthass besessen und der allfällige Stromausfall als Soundeffekt zu begreifen ist (*Family Planning* von Karan Mahajan); zu guter Letzt ein Sachbuch über die Geschichte von »White Christmas«, einem der bekanntesten Weihnachtslieder überhaupt, das aus der Feder des musikalischen Autodidakten Irving Berlin stammt (*White Christmas* von Jody Rosen).

Musikalisches und computergestütztes Trommelfeuer

Was für ein Abend! Ein wahres Trommelfeuer, nicht zuletzt dank Erwin Rehling, der zwischen einem von ihm aufgemischten Schlagzeug sowie einem Marimbaphon und einem selbstgeflexten »Steinspiel« mit fröhlichen Augenaufschlägen hin- und herwuselte, stets gefolgt von Thomas Merk, der thematisch passend den eher schlichten Text des dreißiger Jahre-Schlagers »Ich brauche keine Millionen, mir fehlt kein Pfennig zum Glück, ich brauche weiter nichts als nur Musik, Musik, Musik«, durch sein ganz persönliches Computerübersetzungsprogramm z.B. ins Koreanische übersetzt, was dann wieder ins Deutsche gebracht unter anderem Folgendes ergab: »Ich Zehntausend der Nr. hundert in der Notwendigkeit So viel wie niemand ist Pfennig glücklicherweise zu mir. I mit nur musika-

lischer musikalischer Musik auch nichts tun wenig mehr in der Notwendigkeit.«

Es lasen in der Reihenfolge ihres Auftritts:

Martina Tichy (*Die Musik des Himmels* von Niall Williams; München: Blessing, 1999)

Burkhard Kroeber (*Die verlorene Partitur* von Roberto Cotroneo; Frankfurt: Insel, 1997)

Bernadette Ott (*Nick und Norah. Soundtrack einer Nacht* von Rachel Cohn / Darjah Levithan; München: cbt, 2008)

Richard Barth (*Family Planning* von Karan Mahajan; München: C. Bertelsmann, noch nicht erschienen)

Gerlinde Schermer-Rauwolf (*White Christmas* von Jody Rosen; München: Blessing, 2003; zusammen mit Robert A. Weiß)

Angela Plöger

LITERATURHAUS MÜNCHEN ERMÖGLICHT REGEN AUSTAUSCH MIT VERLAGEN

Seminar für Übersetzer finnischer und finnlandschwedischer Literatur mit Verlegermesse im Literaturhaus München vom 28. Februar bis 04. März 2009

Das Seminar fand zwar im Rahmen der Textwerk-Reihe des Literaturhauses München statt, es unterscheidet sich aber von den bisherigen Veranstaltungen dadurch, dass es in einem größeren Zusammenhang stand und eine Zielsetzung hatte, die über den Aspekt Weiterbildung hinausgeht.

Mehr Aufmerksamkeit schaffen

Hintergrund ist, dass das unlängst gegründete Netzwerk der Literaturhäuser Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (www.literaturhaus.net) mit FILI, dem Informationszentrum für finnische Literatur, für 2009 und 2010 ein Kooperationsprojekt vereinbart hat. Es soll finnische Autoren, deutschsprachige Übersetzer, Lektoren und Verleger miteinander in Kontakt bringen und mit einer Veranstaltungsreihe im April 2010 die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Literatur Finnlands lenken. Zwei Wochen lang werden dann finnische und finnlandschwedische Autoren sowie ihre Übersetzer in den beteiligten elf Literaturhäusern ihre Bücher vorstellen.

Verlagsvertreter an den Haken kriegen

Der Vorbereitung dieser Großaktion galt die Münchener Veranstaltung. Eingeladen waren vierzehn Übersetzer (vier aus dem Schwedischen, die übrigen aus dem Finnischen), darunter zwei Studenten ohne Berufserfahrung. Hinzu kamen die beiden Seminarleiter, Paul Berf für die Betreuung der »Schweden« und Angela Plöger für die der »Finnen«.

Jede der Übersetzerinnen (womit auch die spärlich vertretenen Männer gemeint sind) hatte im Vorfeld ein Buch zugeteilt bekommen, dessen Rechte bisher nicht nach Deutschland verkauft worden sind, dazu eine Buchvorstellung verfasst und zehn Seiten Textprobe übersetzt. Diese Papiere wurden am Ende in Mappen zusammengestellt und den Teilnehmern der Verlegermesse in der Hoffnung übergeben, sie könnten darin etwas für ihr Programm Passendes finden.

Zuvor aber wurden in gemeinsamen Sitzungen von »Finnen« und »Schweden« die Bücher vorgestellt, die Übersetzungen durchgearbeitet und Fragen geklärt. Was sich dabei an Änderungen ergab, konnte abends am Laptop eingearbeitet werden. Für jedes Buch waren anderthalb Stunden eingeplant. Damit ergab sich ein dichtes und intensives Programm, in dem aber noch weitere Programmpunkte Platz fanden.

Dazu gehörte der Vortrag des Literaturagenten Oliver Brauer, der uns einige Aspekte des Buchgeschäfts aus seiner Sicht beleuchtete. Zwei Verlagslektoren, Tatjana Michaelis von

Hanser und Thomas Tebbe von Piper, beantworteten unsere vielen Fragen zum Thema finnische Literatur in deutschen Verlagen, und die Übersetzerin Irene Rumler coachte die Kolleginnen, die bei der Verlegermesse den Verlagsvertretern in fünf Minuten das Wesentliche über ihr Buch nahe bringen und sie »an den Haken kriegen« sollten.

Kleider machen Leute

Zur Verlegermesse am 4. März waren sieben Verlagsvertreter aus Finnland gekommen, die an ihren Büchertischen für Gespräche bereit standen, und mehr als dreißig deutsche Verlage hatten Mitarbeiter entsandt. Das Programm des Tages umfasste neben den üblichen Reden ein Podiumsgespräch, bei dem Andreas Trojan vom *Börsenblatt* unsere Kollegen Meike Frese und Stefan Moster zum Thema »Die finnische und finnlandschwedische Literatur und der deutsche Buchmarkt« interviewte, sowie die Buchvorstellungen der Übersetzerinnen. Ein ganz wichtiger Aspekt für die Verlagsvertreter war dabei zweifellos die Art, wie die Kolleginnen und Kollegen nicht nur ihr Buch, sondern auch sich selbst darstellten.

Nach dem Mittagsempfang gab es dann unzählige Gespräche und Kontaktaufnahmen, und viele Lektoren fanden es wunderbar, endlich die Übersetzerinnen persönlich kennenzulernen, mit denen sie bisher nur telefonisch in Kontakt gestanden hatten. Der Kontaktpflege diente auch der von der finnischen Botschaft organisierte und gut besuchte Empfang am Vorabend der Verlegermesse.

Die Veranstaltung wurde von allen Beteiligten als nützlich und gelungen gewürdigt; davon zeugen zahllose Reaktionen, die beim Literaturhaus München eingingen. Die Initiative für die Veranstaltung hatte das Literaturhaus ergriffen; für die vorzügliche Organisation zeichnete Dr. Katrin Lange verantwortlich. Financiers waren das Literaturhaus, das Informationszentrum für finnische Literatur in Helsinki und der DÜF.

NACHRUFE

ZUM TOD VON ANGELA PRAESENT

Stimmen aus dem Verband

Thomas Gunkel:

»Unsere Übersetzerkollegin Angela Praesent war ein vielseitiger Mensch: Ihr Talent beschränkte sich nicht aufs Übersetzen oder Lektorieren, sie trat auch als Autorin, Herausgeberin oder Jurorin beim Ingeborg-Bachmann-Preis in Erscheinung.

Geboren 1945 in Mannheim, entwickelte sie sich zu einer der herausragenden Literaturübersetzerinnen Deutschlands, übertrug Harold Brodkey, John Updike und E.L. Doctorow – um nur die bekanntesten Namen zu nennen – ins Deutsche und wurde für ihre Arbeit mit dem Heinrich-Maria Ledig-Rowohlts-Preis und dem Paul-Celan-Preis ausgezeichnet.

Mir persönlich war es leider erst vor wenigen Jahren vergönnt, sie kennenzulernen und unter ihrem Lektorat für den DuMont-Verlag eine Neuübersetzung des Werks von John Cheever zu beginnen. Dabei habe ich nicht nur von ihrem untrüglichen Sprachgefühl und ihrem großen Wissen profitiert, sondern sie auch als Mensch zutiefst schätzen gelernt. Zwar konnte sie sich nie durchringen, dem Übersetzerverband beizutreten, aber dennoch war sie eine Netzwerkerin – die ihr eigenes Netzwerk aufbaute und mir häufig mit Rat und Tat zur Seite stand. Den Abschluss der Cheever-Neuübersetzung wird sie nun nicht mehr miterleben, aber auch ich kann mir die Arbeit daran ohne ihre Mitwirkung nur schwer vorstellen.«

Sabine Hedinger:

Der Name Angela Praesent bleibt für mich untrennbar verbunden mit der *neuen frau*, der Reihe, die sie ins Leben gerufen und als Herausgeberin betreut hat. Für mich verkörpert sie die neue Frau, die es vermochte, in den verschiedensten Bereichen der Literatur zu brillieren: als Übersetzerin, als Lektorin, Herausgeberin, Entdeckerin von Talenten, als Autorin und nicht zuletzt als Kritikerin (ob sie mir die vielen »ins« in einer Reihe als Stilmittel hätte durchgehen lassen?) – eine Leistung, angesichts derer einem schwindlig werden kann. Vor unserer ersten Zusammenarbeit war ich daher einigermaßen nervös; sollte sie das gemerkt haben, so ließ sie es sich jedenfalls nicht anmerken und nahm mir gleich beim ersten Arbeitsgespräch durch ihre neugierige, fröhlich-spöttische Art jede Befangenheit. Ich vermute, dass sie aus »ihren« Übersetzern das Beste herausgeholt hat, weil sie ihnen auf Augenhöhe begegnete, und das Beste aus jedem Text, weil sie ihn respektvoll behandelte, auch wenn sie die Schwächen genau sah und herrlich darüber lästern konnte. »Ihre letzte große Romanübersetzung«, schreibt der SPIEGEL in seinem Nachruf, »geschah 'unter Volldampf': Der von ihr bewunderte US-Autor John Updike war im Januar gestorben, und der Erscheinungstermin für seinen Roman *Die Witwen von Eastwick* wurde vorgezogen. Sie schaffte es sogar »früher als geplant ...«

Josef Winiger

ELMAR TOPHOVEN, PIONIER DER ÜBERSETZUNGSPÄDAGOGIK

Am 23. April jährte sich zum zwanzigsten Mal der Todestag von Elmar Tophoven. Dass Tophoven zu Lebzeiten zu den wenigen wirklich bekannten Übersetzern gehörte, verdankte er vor allem seinen Beckett-Übertragungen. Allerdings finden sich in seiner über hundert Titel umfassenden Bibliographie auch fast alle großen Namen des Nouveau Roman, dazu die Namen von zwei Dutzend anderer großer französischer Autoren des 20. Jahrhunderts. Doch Tophoven war nicht nur anerkanntermaßen ein großer Übersetzer, er war wohl der erste Literaturübersetzer, der seine Kunst auch *lehrt* (der erste zumindest im Westen, im Osten, in Leningrad, darauf hat Olga Radetzka mich hingewiesen, leitete Efim Etkind bereits in den fünfziger und frühen sechziger Jahren regelmäßig Übersetzerseminare).

Vertreter und Nachfolger Paul Celans in Paris

Seine Lehrtätigkeit begann damit, dass er in den 1960er Jahren Paul Celan, der damals Deutsch-Lektor an der Professoren-schmiede École normale supérieure war, erst gelegentlich, dann immer öfter vertrat, bis er schließlich nach Celans Tod 1970 dessen Nachfolge antrat. 1953 hatte seine enge Zusammenarbeit und Freundschaft mit Samuel Beckett begonnen, und seither hatte er viel Übersetzerische Erfahrung erworben. An der École normale supérieure, wo er das Übersetzen *ins Deutsche* zu lehren hatte, begann er, seine Methodik zu entwickeln, an der er ein ganzes Übersetzerleben feilte, immer wieder neue Wege suchend. Dabei ging es ihm nie um bloße Systematik, sein Motiv war im wahrsten Sinne pädagogisch: Noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde bei der Literaturübersetzung in der Regel »nach Gefühl« vorgegangen, und die Übersetzer mochten es nicht sonderlich, wenn man ihnen zu genau auf die Finger schaute. Tophoven kritisierte dies nicht explizit, er wendete die Kritik ins Positive, wollte demonstrieren, dass das Übersetzen kein »Blindflug« sein müsse, und indem er selbst unermüdlich seine Übersetzerischen Entscheidungen bis ins kleinste Detail dokumentierte, wollte er, wie er in *Der Übersetzer* vom Oktober 1970

schrieb, den Übersetzer »von der Aura eines Wünschelrutengängers und dem Odium eines Falschmünzers befreien«.

Glossare von Trouvaillen anlegen

Nicht dass er die Übersetzerische Intuition geringgeschätzt hätte, doch er wollte sie »durchschaubar machen« und gewissermaßen auf einen handwerklichen Boden stellen. Er sprach in einem meines Wissens unveröffentlichten Typoskript mit dem Titel »Über das Üben von Solidarität beim Übersetzen« vom »transparenten Übersetzen« und suchte nach Arbeitsverfahren, die dem Übersetzer einen »sich ständig vergrößernden Fundus von Einsichten und Kunstgriffen« (*Der Übersetzer*, November 1970) zur Verfügung stellen sollten. Er ging mit gutem Beispiel voran und zeigte uns die Originale seiner Übersetzungen: Satz für Satz waren da die Probleme der »Wortschicht«, der »Satzschicht« und der »Klangschicht« mit verschiedenen Farben gekennzeichnet, und in Protokollen, die oft umfangreicher waren als die Übersetzung selbst, notierte er Satz für Satz das konkrete Problem und die Begründung für die Übersetzerische Entscheidung. Es war ihm sehr wohl bewusst, dass er kaum Nachahmer finden würde, er hat uns auch nie aufgefordert (zumindest nicht die Kollegen), es ihm gleichzutun; allenfalls ermunterte er uns, »Glossare« von Trouvaillen anzulegen, und sie unter uns auszutauschen oder, besser noch, im Übersetzerkollegium den interessierten Kolleginnen und Kollegen als Datenbank zur Verfügung zu stellen. Es sollte nicht sein, dass jeder Übersetzer »mit seinem Geheimnis stirbt« (*Der Übersetzer*, November 1970).

Gründer eines »neuen Toledo«

Auf diesen Austausch unter Kollegen kam es ihm wohl am meisten an. Er war eines der Hauptmotive, die ihn die großartige Idee der Übersetzerkollegien in zähem Bemühen verfolgen und schließlich in Straelen verwirklichen ließ. Das Kollegium, so seine Vision, sollte zum »neuen Toledo« werden.

Manche seiner Visionen waren euphorisch, wenn nicht utopisch. So etwa, wenn er im Kollegium zur Regel machen wollte, dass die Hausgäste allabendlich zusammenkämen, um Ausschnitte aus ihrer Übersetzung vorzulesen und in der Runde zu diskutieren. Doch der Gedanke hat in anderer Form einen bis heute wachsenden Erfolg: Schon 1970 war er mit einer kleinen zweisprachigen Übersetzergruppe in ein Dorf außerhalb von Paris gezogen, um mehrere Tage mit ihnen gemeinsam an Texten zu arbeiten. 1983 organisierte er ein zweisprachiges Werkstattgespräch in Straelen, das eine Woche dauerte. Es wurde zum unmittelbaren Vorbild für die einwöchige Werkstatt Deutsch und Französisch, die dieses Jahr zum 15. Mal stattfindet und wiederum Schule machte: Heute gibt es mehr als ein halbes Dutzend solcher zweisprachiger Werkstattgespräche. Tophoven, dieses »pädagogische Genie« (sein ehemaliger Schüler B. Lortholary) ist ihr Erfinder.

REZENSIONEN

Swetlana Geier – *Leben ist Übersetzen. Gespräche mit Lerke von Saalfeld*. Ammann Verlag, Zürich. 224 S., 19,90 Euro

Wenn eine Übersetzerin mit 85 Jahren noch so aktiv ist wie Swetlana Geier, verdient sie, insbesondere von uns KollegInnen, Anerkennung und Respekt. Ein Leben wie das ihre, das seit über sechzig Jahren der Literatur gewidmet ist, hat Vorbildcharakter. Die Literaturwissenschaftlerin Lerke von Saalfeld hat über viele Jahre hinweg, von 1996 bis 2007, Gespräche mit Swetlana Geier geführt, die seit 2008 als Buch vorliegen.

»Eine Übersetzung ist eine Übersetzung und kein Doppelgänger des Originals«, konstatiert die alte Dame lapidar im ersten Dialog, in dem es um »Die Kunst des Übersetzens« geht. Im weiteren Verlauf macht sie deutlich, wie sehr es ihr darauf ankommt, sich in einen Roman – und hier geht es hauptsächlich um Dostojewskij – nicht nur hineinzudenken, sondern ihn nachzufühlen und die Stimmenvielfalt der handelnden Personen im Deutschen so wiederzugeben, dass der Funke überspringt, vom Original auf die Übersetzung und von der Übersetzung auf das Lesepublikum.

Die große Kunst des Übersetzens

Sie erläutert ihre einzigartige Methode des Übersetzens, bei der sie sich vom Text, genauer gesagt, vom Papier, löst, die auf Deutsch gefundenen Sätze laut spricht und einer Mitarbeiterin diktiert. Weitere Durchgänge finden ebenfalls auf mündlichem Weg statt; sie trifft sich mit einem Musiker, der ihr den deutschen Text vorliest, und dies wiederum ist Anlass für weitere Korrekturen, bis alles steht. Auf diese Weise schaffe sie etwa sieben bis acht Seiten pro Tag, erklärt sie. Was für ein Luxus! Was für ein Meer an Zeit müsste man haben, würde man ihrem Beispiel folgen ...

Auf diese Weise sind die Neu-Übersetzungen der Romane Dostojewskijs entstanden, unter anderem »Verbrechen und Strafe« – statt »Schuld und Sühne« –, »Böse Geister« – statt »Die Dämonen« – und »Die Brüder Karamasow«. Insgesamt sieben Werke Dostojewskijs sind es, für deren Übertragung Swetlana Geier einhellig gelobt und mit Preisen bedacht wurde.

Leben und Literatur eine Symbiose

Verhalten und unaufdringlich ist die Gesprächsführung von Lerke von Saalfeld; es sind kaum mehr als Impulse, die dazu führen, dass die Interviewte sich in neun Dialogen ausführlich äußert, sei es zu ihrer Beziehung zur deutschen, sei es zur russischen Literatur und den Autoren, auf die es ihr in erster Linie ankommt: Puschkin, Dostojewskij und Sinjajewskij. Dabei kommt auch Biografisches zur Sprache. Swetlana Geier hat Kiew 1943, im Alter von zwanzig Jahren, verlassen und kam erst 1998 wieder in ihr Land, zuerst nach St. Petersburg – und staunte. Mit ihrer Einschätzung der Lage nach dem Zusammenbruch des Sowjetsystems hält sie sich keineswegs zurück, sondern benennt viele kritische Punkte. Den schwierigen Schritt, in ihre eigentliche, ursprüngliche Heimat zu reisen, wagte sie erst im Jahr 2007 – und sah Kiew wieder. Dies alles wird so eindringlich geschildert, dass man einen lebhaften Eindruck davon gewinnt, wie sehr Leben und Literatur bei der großen alten Dame der russisch-deutschen Literatur eine Symbiose eingegangen sind.

Monika Carbe

Roberto Braccini: *Praxiswörterbuch Musik, Italienisch – Englisch – Deutsch – Französisch*. 2. bearbeitete und erweiterte Auflage, Langenscheidt/Schott Music 2009, 432 Seiten, Taschenbuch. 19,95 Euro.

»Insgesamt rund 4200 topaktuelle Fachbegriffe [...] mit übersichtlichen alphabetischen Sprachregistern« – so kündigt der Umschlag des *Praxiswörterbuchs Musik* es an. Das Nachschlagewerk wendet sich in erster Linie an Musiker und Musikliebhaber, nicht an Übersetzer. Qualitativ sollte sich daraus eigentlich kein großer Unterschied ergeben, doch es mag erklären, warum auf etwaige inhaltliche Erläuterungen zu den aufgeführten Fachbegriffen gänzlich verzichtet wurde. Wie das Vorwort erläutert, ist das *Praxiswörterbuch Musik* zum schnellen Nachschlagen gedacht, wenn man beispielsweise beim Üben eines Klavierstücks auf eine italienische Vortragsbezeichnung stößt, deren Bedeutung auf Deutsch man nicht kennt.

Umfangreiche Wortsammlung mit Ungereimtheiten

Diesen Anspruch löst das Buch zwar nicht schlecht, aber auch nicht rundum überzeugend ein, zumal selbst der Laie schnell Ungereimtheiten entdeckt. Blättert man beispielsweise in dem Kapitel »100 berühmte Kompositionen«, findet man bei Mozart den italienischen Operntitel »Cosi fan tutte« – nur leider wäre die richtige Schreibweise »Così fan tutte«. Die deutsche Übersetzung des Titels, »So machen es alle (Frauen)« ist zwar nicht falsch, man wird sie aber eher selten auf dem Spielplan eines Opernhauses finden. Damit stellt sich die Frage, wie sinnvoll sie ist ...

Lobend muss erwähnt werden, dass die Wortsammlung in einigen Bereichen sehr umfangreich ist – wie zum Beispiel die Aufzählung der Gattungen und Formen oder die Auflistung der Blasinstrumente. Allerdings fällt auf, dass im Italienischen der »flauto« mal mit, mal ohne Betonungsangabe versehen ist. Auch bei anderen Begriffen fehlt die Betonungsangabe, obwohl im Vorwort steht, dass sie im Italienischen immer zu finden sei.

Es mag eine Spitzfindigkeit sein, aber »mit gänzlich gedämpfter Stimme« wäre im Französischen wohl eher »à voix très basse« und nicht nur »à voix basse«. Das amerikanische »Ragtime« mit »ein Klavierstil« zu übersetzen, ist auch nicht wirklich gelungen. Und warum wird für den Begriff »Vortragsbezeichnung« als Übersetzungsvariante »Ausdrucksbezeichnung« angegeben, während die »neapolitanische Sexte« ohne den gebräuchlicheren »Neapolitaner« als Alternative auskommen muss?

Fragwürdiger Aufbau des Registers

Die allgemeine Auswahl der Fachbegriffe wirft ebenfalls einige Fragen auf. Sie kann wohl kaum jemals objektiv und allumfassend sein, doch es fehlen gängige und wichtige Ausdrücke wie »Klaviertrio« oder »Meisterkurs«, während der Eintrag »Zukunftsmusik« eher verzichtbar gewesen wäre.

Die in den einzelnen Kapiteln zusammengestellten Stichwörter richten sich alphabetisch nach dem Italienischen. Das ist für den deutschen Nutzer, der eventuell diese Sprache nicht beherrscht, unübersichtlich und etwas mühsam. Hilfreich wäre es da gewesen, für jede Sprache ein eigenes Inhaltsverzeichnis anzuhängen. Doch leider gibt es nur ein einziges Register, in dem alle vier Sprachen gemischt stehen. Um welche Sprache es sich handelt, wird durch einen entsprechenden Buchstaben in Klammern angegeben. So stehen »biniou (F)«, »bird pipe (E)« und »Birne (D)« direkt untereinander.

der, jeweils mit einem Verweis, unter welcher Zahl der laufenden Nummerierung dieser Begriff im vorderen Teil des Buches zu finden ist. Dort kommt es durch die Aufteilung in vier Spalten pro Doppelseite dann leicht vor, dass man in der Zeile verirrt, wenn man beispielsweise zu einem italienischen Begriff die deutsche Entsprechung sucht und dabei die Spalte »Englisch« überspringen muss.

Insgesamt muss man feststellen, dass das *Praxiswörterbuch Musik* etwas unübersichtlich ist und nicht ganz zu überzeugen vermag. Die mit Fleiß zusammengetragene Wortsammlung eignet sich für das schnelle Nachschlagen – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Birgit Irgang

Langenscheidt Taschenwörterbuch Französisch, Neubearbeitung 2009, € 24,90

Ein handlicher kleiner Brocken. Dick ist dieses gelbe Taschenwörterbuch mit seinen 130.000 Stichworten, aber dafür so klein und in Plastik gebunden, dass man es tatsächlich in der Schultertasche (*sac en bandoulière* oder *sacoche*) mit sich führen kann. Für den professionellen Gebrauch im Übersetzungshandwerk eignet es sich hingegen kaum, da muss schon ein Großwörterbuch her.

Ich lerne seit ca. 4 Jahren Französisch, und mir leistet dieses Wörterbuch hervorragende Dienste bei der Bewältigung des Alltags in Quebec. Allerdings stehen alle mir lieb gewordenen Worte nicht drin, die das Überleben in Quebec möglich

machen: Die *mitaines* (québécois für *gants*, Handschuhe) sind so wenig zu finden wie die *tuque*, die Wollmütze, und unserer hiesiger *chandail*, der jede Art der Oberkörperbekleidung bezeichnet, ist in Frankreich eben nur ein Wollpullover, sonst nichts. Zur Fußbedeckung bietet das Wörterbuch sowohl die *chaussures* (frz.) als auch die *souliers* (québécois) an. *Les baskets* sind bei den Frankokanadiern *les running shoes*, warum auch nicht – die Turnschuhe sind ja in Deutschland auch mega-out und man trägt nur noch »Sneakers«.

Gut lesbare, neue Typografie

Während man in Frankreich auf den *rollers* (Inliners) oder dem *skate* durch die Straßen rollt, tun die *ados* das in Montréal auf den *patins à roues alignées* oder dem *planche à roulettes*. Im 5 Monate langen Winter steigt man hier auf das *planche à neige* um, in Frankreich hingegen steht la *snowboardeuse* laut Taschenwörterbuch auf *le surf*, laut Muttersprachlerin jedoch auf *le snowboard*.

Außerdem weiß ich jetzt, dass der deutsche »Serienkiller« in Frankreich *le serial killer* heißt – allerdings nur im Wörterbuch. Meine Französischlehrerin hat das Wort noch nie gehört. Fazit: Vor den Anglizismen ist man nirgendwo sicher, nicht einmal mehr beim *l'institut de la langue française* bzw. beim *l'office québécois de la langue française*!

Die zweifarbige Gestaltung mit Stichworten in Blau mit neuer Typografie ist sehr gut lesbar. Das Taschenwörterbuch nennt sich »ein Meilenstein in der Wörterbuch-Entwicklung« und bietet »intuitive Navigation« und »mehr Luft« – und was will man mehr! Mehr Luft! Mehr Licht!

Anke Burger

Sammel-Surium

Im Web finden wir Portale, die an sich bereits eine Fülle von Informationen bündeln. Sucht man also zu einem bestimmten Themenkreis Information, wird man dort manchmal eher fündig als mit Google. Drei Beispiele:

Werbung weltweit

Seit Mitte April ist mit ADSandBRANDS (AaB) www.adsandbrands.com ein neues Webportal online, das den Besucher auf eine Zeitreise durch Jahrhunderte der Marken und Werbung schickt. Auf der Webseite werden aktuell über 20.000 Marken- und Werbesujets aus internationalen und deutschsprachigen Medien präsentiert. Das neue Marken- und Werbearchiv im Internet ist nicht nur für die Werbebranche gedacht, sondern soll auch bis zu einem gewissen Grad Aufschluss über die kulturelle Entwicklung einer Gesellschaft und deren Zeitgeist geben. Derzeit ist das Angebot noch in der Gratis-Testphase.

Digitale Welt-Bibliothek

Ebenfalls seit Mitte April wird mit der World Digital Library www.worlddigitallibrary.org ein ambitioniertes Digitalisierungsprojekt angeboten, das sein Material von einer Vielzahl renommierter Bibliotheken, Schriftensammlungen und Archiven aus der ganzen Welt bezieht. An dem von der UNESCO geförderten Projekt beteiligen sich weltweit 32 Partnerinstitutionen. Mit dabei sind unter anderem so angesehene Bibliotheken wie die Bibliotheca Alexandrina und die Nationalbibliotheken Ägyptens, Frankreichs oder Russlands. „Die World Digital Library wird bedeutende Primärmaterialien aller Kulturen rund um den Globus in vielen verschiedenen Sprachen kostenlos im Internet zugänglich machen“, heißt es auf der Homepage. Ziel des umfangreichen Engagements sei die Förderung des internationalen und interkulturellen Verständnisses. Achtung: Wer hier einmal einsteigt, kommt so schnell nicht wieder in den tristen Übersetzer-Alltag zurück, zu verlockend ist das Angebot.

Online-Bibliothek Europeana

Dieses Projekt wird von der EU-Kommission initiiert. Für www.europeana.eu haben die Nationalbibliotheken und Kulturinstitute der 27 EU-Mitgliedsstaaten mehr als zwei Millionen Bücher, Landkarten, Aufnahmen, Fotografien, Dokumente, Gemälde und Filme aus den eigenen Beständen für das Projekt zur Verfügung gestellt und dabei auf die Bestände von über 1.000 Archiven, Museen und Bibliotheken und deren bereits digitalisiertes Material zugegriffen.

Dieser Text und ein bisschen mehr dazu findet sich auf unserem neuen Gegenüber: www.orbitpress.at/harranth – und gemehlt sollte jetzt werden an: harranth@dokufunk.org

Wolf Harranth

Redaktionsteam Übersetzen erhält Verstärkung



Stephanie Kramer, geboren 1969 in Münster/Westf. Studium der Anglistik/Amerikanistik, Romanistik, BWL und Didaktik in der Erwachsenenbildung an der Justus-Liebig-Universität Gießen und der Sheffield University. Im Anschluss Promotion über die Verarbeitung von Geschichte und Biografie in britischen Dramen seit 1970.

Seit 2003 Arbeit als freie Lektorin, Übersetzerin und Autorin (www.buchbarke.de). Sie übersetzt Unterhaltungsliteratur: historische Romane, Krimis und ganz allgemein Frauenliteratur. Ab diesem Heft betreut sie Übersetzen zusammen mit Sabine Baumann und Anke Burger. Hinweise auf und Berichte über Veranstaltungen, Seminare und Workshops bitte künftig an: stephanie.kramer@buchbarke.de.

Impressum

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer

literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ)

in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer

des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.

Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500,

BLZ 10010111.

Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main

Dr. Stephanie Kramer, Prenzlauer Allee 41, 10405 Berlin

Rezensionen: Anke Burger, 4646 Rue de la Roche,

Montréal QC H2J 3J6, Kanada

Abonnements: Maike Dörries, Stresemannstr. 19, 68165 Mannheim

Layout: Christoph Morlok, Heidelberg

Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin

Druck: Druckkollektiv Gießen

ISSN 1868-6583

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.